Hausse und Baisse.

Erster Band.

Hausse und Baisse.

Ein Roman aus der Gegenwart

von

Adolf Zeising.

Erster Band.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

I.

Unter den stattlichen Gebäuden des hohen Walls, der belebtesten und elegantesten Straße der Residenz, zeichnete sich vor allen eins durch Größe und Reichthum der Ornamentik aus. Es erinnerte durch seine Bauart zumeist an die Paläste der Nobili in den Städten des nördlichen Italiens und erweckte durch die Wappenschilder über seinem großartigen Hauptportal und durch die imposante Figur des gravitätisch vor ihm auf und abschreitenden Portier's sofort die Vorstellung, daß es irgend einer fürstlichen Person oder mindestens dem Gesandten einer Großmacht zur Wohnung dienen müsse. In der That war es ursprünglich ein prinzliches Palais gewesen; schon seit einer Reihe von Jahren aber war es in den Besitz eines Mannes übergegangen, der zwar an Reichthum und Einfluß keinem Fürsten nachstand, jedoch nach Geburt und Beschäftigung nur dem Bürgerstande angehörte.

Dieser Mann war, wie ein einfaches Thürschild

an einem der Seitenportale verrieth, der in und außer Europa wohl bekannte Peter Schrodt, der reichste und angesehenste Bankier nicht nur der Hauptstadt, sondern der ganzen Monarchie. Er war auf diesen Namen nicht weniger stolz, als der Sprößling des ältesten Adelgeschlechts auf den seinigen, und zwar gerade deßhalb, weil derselbe erst durch ihn selbst zu seiner Berühmtheit gelangt war. Von Haus aus Inhaber eines zwar soliden, aber bescheidenen Wechselgeschäfts hatte er dasselbe durch Rührigkeit und Umsicht rasch zu größerer Bedeutung gebracht und hiedurch einen reichen Seitenverwandten vermocht, ihn sich zum Compagnon zu wählen und nach seinem Tode zum Erben einzusetzen. Von dieser breiteren Grundlage aus war er sodann in seinen Unternehmungen immer kühner geworden und, durch das Glück begünstigt, nach und nach zu so immensen Reichthümern gelangt, daß er den vaterländischen Geldmarkt fast wie ein absoluter Machthaber beherrschte.

In selbstbewußtem Behagen über solche Erfolge hielt er seinen Stand für den ersten der Welt, und er that sich gern etwas darauf zu Gute, daß er beharrlich den ihm von zwei Staaten angetragenen Baronstitel abgelehnt hatte. In den früheren Jahren seines Lebens nahm er überhaupt der Aristokratie und Büreaukratie seines Landes gegenüber eine, wenn nicht oppositionelle, doch in so weit selbstständige

Stellung ein, als er sich in seinen Reden offen zu den Grundsätzen und Bestrebungen der altliberalen Partei bekannte. Im Jahr Achtundvierzig dagegen schloß er sich theils aus Furcht vor dem Communismus, theils aus Mißbehagen über die Bedeutung, welche damals ideelle Mächte über die Gewalt des Geldes erlangt hatten, entschieden der Reaction und der aus ihr hervorgegangenen Regierung an und verflocht, indem er ihr zur consequenten Durchführung ihres Systems die Geldmittel verschaffte, seine eignen Interessen dergestalt mit den ihrigen, daß er sich seitdem nicht mehr von ihr zu trennen vermochte und hierzu bei den höchst bedeutenden Vortheilen, die ihm aus dieser Verbindung erwuchsen, auch gar keine Neigung verspürte. Je unentbehrlicher er dem gegenwärtigen Ministerium war, um so bereitwilliger mußte dasselbe auch seinen Wünschen entgegenkommen. Es that daher nicht leicht einen wichtigen Schritt, ohne ihn vorher zu Rathe gezogen zu haben, und es benutzte seinen Rath um so williger, als sich derselbe, besonders wo es auf Finanzoperationen ankam, stets ihm heilsam erwies.

Schrodt besaß daher außer der Macht, die ihm sein Reichthum verlieh, unter der jetzigen Regierung auch noch einen nicht geringen Einfluß auf die Staatsverwaltung, und in diesem sah er ein zu solides Hülfsmittel bei der Verfolgung seiner materiellen In-

teressen, als daß er über ihn ebenso geringschätzig, wie über den Adel gedacht hätte. Als ihm daher die Regierung den Titel eines Geheimen-Finanzraths verlieh, zeigte er sich minder spröde, als dem Baronstitel gegenüber. „Gut! sagte er, als ihn der Ministerpräsident vorher darüber befragte; wenn es Ihnen und meinen sonstigen Freunden einmal unbequem ist, mich schlechtweg Schrodt zu nennen, will ich mir's gefallen lassen, öffentlich für das zu gelten, was ich im Geheimen wirklich zuweilen bin. Nur erlauben Sie mir, daß ich mich mit meiner Frau in diese Auszeichnung theile, so zwar, daß ich für mich nur den Finanzrath in Anspruch nehme, den „Geheimen" da gegen ihr abtrete. Das entspricht ihren, wie meinen Wünschen, und auch unsere Freunde können damit zufrieden sein, denn sie sparen dabei Zeit und Mühe."

Mit diesem Scherz beantwortete er auch die ihm bei dieser Gelegenheit dargebrachten Glückwünsche, und wirklich war es seitdem im Kreise seiner Bekanntschaft Sitte geworden, ihn schlechtweg den Finanzrath und seine Frau die Geheimeräthin zu nennen — eine Kürze des Ausdrucks, die wir für unsere Erzählung um so lieber adoptiren, als die verschiedenen Bezeichnungen wirklich den beiden Personen charakteristisch waren.

Während er mit Leib und Seele Finanzmann war, entsprach sie in jedem Betracht dem Typus einer Geheimeräthin und ließ es sich wirklich angelegen sein,

die stark ausgeprägte finanzielle Richtung ihres Mannes so viel als möglich zu verheimlichen. Sie stammte aus einem altadligen Geschlecht, das bis auf ihre Verheirathung mit Schrodt streng auf die Reinerhaltung des Blutes gehalten hatte; und sie würde unter keiner Bedingung diesem Princip ihrer Vorfahren entsagt und einem Bürgerlichen die Hand gereicht haben, wenn es auf einem andern Wege möglich gewesen wäre, ihre sehr bedeutenden, aber vom Vater leichtsinnig verpfändeten Familiengüter den Klauen eines jüdischen Wucherers zu entreißen. Die Rolle, welche Schrodt in den ersten Cirkeln der Residenz spielte, und der Glanz, mit dem er seine Gemahlin zu umgeben vermochte, trugen zwar dazu bei, daß sie das Opfer, welches sie der Materie hatte bringen müssen, nicht allzu schwer empfand; gleichwohl konnte sie sich von der ihr angeborenen Lebensanschauung niemals ganz losreißen, und so gern sie sich die Vortheile und Genüsse, welche das Geld gewährt, gefallen ließ, so sehr war ihr das Geld selbst und die Beschäftigung mit ihm zuwider, was sich unter Anderem darin zu erkennen gab, daß sie ein Geldstück niemals anders als mit Handschuhen anfaßte und für die Börsenspiele und Speculationen ihres Mannes nie das mindeste Interesse zeigte. Was ihm das eigentlich Reelle und Solide war, galt ihr als das Niedrige und Gemeine. Sie hielt es daher so viel als möglich von sich fern,

und sah förmlich ihre Lebensaufgabe darin, in ihrem Hause dem Prunk des Reichthums auch den Lustre der Noblesse und den Firniß einer höheren Bildung zu gesellen.

Sie vertrat daher dem Materialismus ihres Mannes gegenüber in gewissem Sinne die Interessen des Idealismus; leider aber blieb auch sie hierbei nur an dem Aeußerlichen und Oberflächlichen haften. Was sie „höhere Bildung" nannte, bestand nur in der gefälligen Beobachtung der gesellschaftlichen Umgangsformen, in der Kunst, sich modern und geschmackvoll zu kleiden, und in der Fertigkeit, über Alles und Jedes gewählt und pikant einige flüchtige Worte sagen und im Gespräch rasch von einem Gegenstande zum anderen überspringen zu können. Von wesentlicheren Bildungselementen verlangte sie nur eine für die Unterhaltung ausreichende Bekanntschaft mit der französischen und englischen Sprache, mit den in den höheren Gesellschaftskreisen gerade epochemachenden Erscheinungen der Literatur und Kunst, und so viel Fertigkeit im Gesang und Clavierspiel, als unentbehrlich ist, um die Lücken des Gesprächs damit auszufüllen. Was hierüber hinausging, was strengere Studien oder tieferes Nachdenken erforderte, überließ sie denen, die damit ihr Brod erwerben mußten; und in der socialen Bedeutung, welche die Vertreter von Kunst und Wissenschaft in der jüngsten Vergangenheit erlangt hatten,

sah auch sie eine beklagenswerthe Umkehrung der althergebrachten Verhältnisse. Von einer Gleichberechtigung oder gar Suprematie des Geistes wollte sie daher im Interesse der Geburtsaristokratie eben so wenig etwas wissen, wie ihr Gemahl im Interesse der Geldherrschaft. Vertrat er den Materialismus des Besitzes, so repräsentirte sie dagegen den Materialismus des Blutes.

Die Ehe, welche diese beiden Personen zwar nicht ohne jede Zuneigung, aber doch mehr aus äußeren Rücksichten als aus innerem Drange mit einander geschlossen hatten, war nur mit einem einzigen Sprößling, einer jetzt achtzehnjährigen Tochter, gesegnet. Sie hieß Therese und besaß außer der Anziehungskraft, die ihr die Schätze ihres Vaters verliehen, auch alle Reize der Jugend und Schönheit. Von ihrer Mutter hatte sie die edlen Formen und eine natürliche Grazie in Haltung und Bewegungen, von ihrem Vater dagegen die gesunde, blühende Gesichtsfarbe und das große, lichtbraune Auge geerbt, in dem man zugleich die Klugheit, mit der er bei seinen Unternehmungen zu Werke ging, und die Gemüthlichkeit, mit der er sein Leben genoß, wieder erkennen konnte, nur daß diese Züge bei ihr nicht nur eine Verjüngung, sondern auch eine Verklärung und Vergeistigung erfahren hatten, die ihrem Antlitz einen wirklich sinnigen und seelenvollen Ausdruck verliehen.

Rücksichtlich ihrer Geistesrichtung wich sie in der That sehr wesentlich von ihren Eltern ab. Sie hatte, wie wir später noch näher erfahren werden, ihre Bildung größtentheils außerhalb des elterlichen Hauses empfangen und hier Lebensanschauungen in sich aufgenommen, derentwegen sie von ihrer Mutter manche Mißbilligung, von ihrem Vater viele Neckereien zu erfahren hatte. Bis jetzt aber war seit ihrer Rückkehr aus der Pension eine zu kurze Zeit verstrichen, als daß die zu ihrer Umbildung gemachten Versuche von sonderlichem Erfolg gewesen wären. Ihre Eltern nahmen hieran keinen ernstlichen Anstoß, betrachteten sie vielmehr als ein halbes Kind und hofften, daß das Gesellschaftsleben des bevorstehenden Winters die Eindrücke des Pensionats bald genug aus ihrem Herzen verdrängen werde.

An dem Tage, mit dem wir unsere Geschichte beginnen lassen, war im Hause des Finanzraths eine kleine Mittagsgesellschaft. Außer dem Wirth nebst Frau und Tochter bestand dieselbe nur noch aus zwei älteren Herren und drei Damen. Der eine der beiden Herren war ein Baron von Geisau, Fabrikbesitzer aus der nächsten Umgegend, der andere ein Herr Busse, Senator und gewesener Großhändler, der schon seit Jahren sein Geschäft aufgegeben hatte und jetzt als Particulier lebte. Von den drei Damen war die eine die Gemahlin des Barons, die beiden andern

Frau und Tochter des einflußreichen Leibarztes und Geheimen Medicinalraths von Urban, der durch Geschäfte verhindert war, selbst an der Gesellschaft Theil zu nehmen, und daher die Begleitung der Seinigen dem Bruder seiner Frau, dem Senator Busse, überlassen hatte. Außerdem war noch ein Graf Karpinski, der die Stelle des Oberstaatsanwalts bekleidete, eingeladen worden, aber trotzdem, daß die Gesellschaft hauptsächlich um seinetwillen veranstaltet war, nicht erschienen.

Man saß bereits bei Tisch und unterhielt sich. Den Mittelpunkt des Gesprächs bildete eine heut beendigte Verhandlung des Schwurgerichts, in welcher es einem Advokaten, dem Doctor Paul Leonhard, gelungen war, die Freisprechung eines namhaften Dichters zu erlangen, der wegen der Ideen, die er in einem Bande „Politischer Zeitbilder" niedergelegt hatte, eines Angriffs auf die Principien der Monarchie, der kirchlichen Institutionen und der bestehenden Bundesverfassung angeklagt worden war. Die Aufregung über dieses Ereigniß war in der ganzen Stadt allgemein, und in unserer Gesellschaft hatte man um so mehr Anlaß, sich auf das Lebhafteste damit zu beschäftigen, als man vermuthen mußte, die Niederlage, welche der Oberstaatsanwalt hierbei erlitten, sei der Grund seines Ausbleibens.

„Ich hätte mir eher des Himmels Einfall als

diesen Ausgang träumen lassen!" sagte der Finanzrath. „Es ist der erste Fall, in welchem Karpinski eine Schlappe bekommen. Bis jetzt hat er über alle seine Gegner den glänzendsten Sieg davon getragen."

„Und über was für Gegner!" fügte der Baron hinzu. „Unsere berühmtesten Rechtsgelehrten haben nichts gegen ihn ausrichten können! Selbst den unüberwindlich scheinenden Rabulisten Bissinger hat er maultodt gemacht! Und nun muß er diesem Neuling erliegen, der kaum den Accessisten abgethan hat und ich weiß nicht aus welcher Provinzialstadt hergeschneit ist!"

„Nun, was den Grafen Karpinski betrifft," warf Herr Busse ein, „so bewundere ich seine juristische Gewandtheit und Beredtsamkeit nicht weniger als Sie. Aber daß er seine Siege bloß ihr zu danken habe, möcht' ich doch nicht behaupten. Seitdem es unserm Ministerium gelungen, es so einzurichten, daß fast nur entschiedene Anhänger seiner Politik in die Liste der Geschworenen gelangen, hätte auch wohl ein minder befähigter Staatsanwalt über die Gegner der Regierung triumphirt."

„Zu welcher Partei gehörten denn die Geschworenen der heutigen Verhandlung?" fragte die Wirthin.

„O günstiger als heute", sagte Frau von Urban, welche der Sitzung beigewohnt hatte, „war die Liste noch nie für die Regierung ausgefallen. Mit Aus-

nahme eines Einzigen gingen nur solche Namen aus der Urne hervor, die sich stets als ächt ministeriell bewährt haben. Niemand hätte von ihnen eine solche Entscheidung für möglich gehalten!"

„Die Sache ist um so unerklärlicher," sagte die Baronin, „als allgemein bekannt war, wie viel der Regierung daran lag, in diesem Processe den Sieg davon zu tragen, theils um dem Verfasser der Zeitbilder, einem ihrer gefährlichsten, weil talentvollsten und geachtetsten Gegner, das Handwerk legen zu können, theils um damit die Literatur überhaupt einzuschüchtern. Ich begreife nicht, wie Männer, die es wirklich treu mit der Regierung zu halten scheinen, sie hierbei haben im Stich lassen können."

„Sie würden sich weniger verwundern, gnädige Frau," entgegnete ihr Herr Busse, „wenn Sie der Sitzung beigewohnt und das Plaidoyer des jungen Defensors selbst mit angehört hätten. Er vertheidigte die Sache des Angeklagten theils vom allgemeinen, theils vom besonderen Gesichtspunkte aus mit einer Begeisterung und Wärme, und entkräftete die Stützpunkte der Anklage mit so schlagenden und überzeugenden Gründen, daß mir, als er seine Rede geschlossen hatte, der Ausgang nicht mehr zweifelhaft war."

„Aber all seine Gründe können doch nur Scheingründe und Sophismen gewesen sein," sagte der Baron. „Noch bei keiner Anklage schien mir die Regierung

mehr im Rechte zu sein, als bei dieser. Von der Literatur, von der Presse geht alles Unheil aus. So lange diese noch solche Grundsätze verbreiten darf, wie sie in diesen Zeitbildern enthalten sind, vermag ein Ministerium nicht zu regieren."

„Für ein Ministerium, wie das unsrige ist," nahm Busse wieder das Wort, „mag allerdings auch die bescheidene Freiheit der Presse, welche wir jetzt noch besitzen, nicht bloß unbequem, sondern bedenklich sein. Aber es ist ja ein solches Ministerium nicht gerade eine absolute Nothwendigkeit!"

„Sie scheinen schon vergessen zu haben, Herr Senator," entgegnete ihm die Baronin nicht ohne gereizten Ausdruck, „daß nur ein Ministerium wie dieses im Stande gewesen ist, den Staat und die Stützen seiner Existenz der Anarchie, der Pöbelherrschaft und dem Communismus zu entreißen. Lassen Sie dies Ministerium fallen, so sind wir unrettbar verloren!"

„Meine gnädige Frau," erwiderte Busse, „ich als einer der Mitgeretteten verkenne gewiß nicht die Verdienste, welche sich das Ministerium um die Besitzenden und die Sicherung der materiellen Interessen erworben hat. Aber zugestehen muß ich denn doch, daß es neben diesen Interessen auch noch andere giebt, Interessen des Geistes, der Humanität, des Fortschritts! Ich kann mich daher nicht verwundern, wenn Jemand, der mit Begeisterung dafür in die Schranken tritt,

über ein Ministerium, das diesen mehr feindlich als freundlich entgegentritt, den Sieg davon trägt. Uebrigens darf ich versichern, daß ich von Sophismen und anderen Kunstgriffen der Ueberredung beim Vertheidiger nichts bemerkt habe. Wohl aber gelang es ihm, die ganze Anklage als ein Gewebe von falschen Gesetzesdeuteleien und Trugschlüssen hinzustellen."

Der Baron schien hierauf wieder etwas Spitzes erwiedern zu wollen. Der Finanzrath aber, der einen ernstlichen Streit fürchtete und nicht Lust hatte, sich durch einen solchen seine behagliche Tischlaune verderben zu lassen, suchte dem Gespräch dadurch eine andere Wendung zu geben, daß er die Sache als etwas Unbedeutendes betrachtet wissen wollte.

„Sie nehmen den Fall beiderseits für viel zu wichtig, wenn Sie darin eine Niederlage des Ministeriums erblicken oder gar glauben, es sei dadurch in seinem Fortbestehen gefährdet. Unser Ministerium steht felsenfest und kann zu dem Siege eines jungen, unbekannten Advocaten in Ruhe lächeln. Hat irgend Jemand von diesem Siege etwas zu fürchten, so ist es der Siegende selbst. Der junge Mann thut mir leid! Er scheint von bedeutendem Talent zu sein und hätte, wenn er es zu benutzen verstanden, eine glänzende Carriere machen können. Nun ist es damit ein für allemal vorbei."

„Das ist doch noch die Frage!" warf Busse ein.

„Das Ministerium hat ihn jedenfalls als eine respectable Macht kennen gelernt und schon mehrmals bewiesen, daß es tüchtige Kräfte auch aus der Zahl seiner Gegner an sich zu ziehen weiß. Oder wenn sich ihm auf diese Weise keine Laufbahn eröffnet, wird er um so höher in der Volksgunst steigen und es kann geschehen, daß er binnen Kurzem der gesuchteste Advocat der Residenz ist!"

„Ich halte weder das Eine, noch das Andere für wahrscheinlich," nahm Schrodt wieder das Wort. „Ich habe seinen Vater gekannt, bin mit ihm aufgewachsen. Dieser war zeitlebens ein Idealist, ein unpraktischer Schwärmer und hat es daher trotz ausgezeichneter Fähigkeiten nie zu etwas Ordentlichem gebracht. Er starb, ohne nur seinem Sohn die Mittel zum Studium zu hinterlassen. Hätten diesem nicht die vorzüglichen Schulatteste Unterstützungen und Stipendien verschafft, wer wüßte, was aus ihm geworden wäre. Gerade so unpraktisch, wie der Vater, sei nun auch der Sohn geworden, wird mir versichert, und ich muß es glauben. Schon daß er diese Vertheidigung übernommen, spricht dafür; noch mehr die Begeisterung, mit der er dabei für Freiheit, Poesie, Volksbildung, kurz lauter höchst zweideutige und jetzt höchst mißliebige Ideale das Wort geführt hat. Gesetzt also auch, die Regierung dächte daran, ihn für sich zu gewinnen — wird er Lebensklugheit genug besitzen, auf ihre Vorschläge

und Bedingungen einzugehen? Ich bin gewiß, er stößt sie in solchem Fall nur noch mehr vor den Kopf. Und was die Volksgunst betrifft — nun ich denke, wir haben erlebt, wie weit man es mit dieser bringt! Sie glauben, der gesuchteste Advocat der Residenz könne er werden? — Ja, wenn das Ministerium so gutmüthig ist, ihn nicht irgend wohin an die russische oder polnische Gränze zu befördern! Doch angenommen, man läßt ihn hier — was für Leute werden ihn zum Anwalt wählen? — Zeitungsschreiber, Literaten, politische Kannegießer u. dgl., im besten Fall Menschen, die sich irgendwie compromittirt haben, arme Schlucker, die ohne große Schuld ins Pech gerathen sind, kurz lauter Subjecte, die ihn, statt in die Höhe zu bringen, immer tiefer herabziehen werden. Ich muß dabei bleiben, ich kann den jungen Menschen wegen seines heutigen Triumphes nur bedauern!"

„Wenn er wirklich so lebensunklug ist, wie Sie ihn sich vorstellen, mögen Sie Recht haben," sagte die Medicinalräthin. „Aber ich sollte kaum glauben, daß ein Mensch von so eminentem Scharfsinn, wie er ihn heute entwickelt, nicht auch die Fähigkeit besäße, für sein eigenes Wohl zu sorgen."

„O die gescheutesten Leute", entgegnete der Finanzrath, „sind in dem Punkt oft die dümmsten! Nach Allem, was ich von ihm weiß, gehört er nicht zu denen, die ihr Glück zu machen wissen. Verstände sich

der junge Mensch auf seinen Vortheil, so hätte er sogleich nach seiner Herversetzung zu mir kommen, in mir den Freund seines Vaters aufsuchen müssen! Ich würd' ihm schon die Wege, auf denen hier vorwärts zu kommen ist, gezeigt haben. So aber verschmäht er den Rath erfahrener Männer und folgt seinen eignen überspannten Ideen."

Der Senator wollte hierauf etwas erwiedern, aber schon bei den ersten Worten wurde er durch einen eintretenden Diener unterbrochen, der dem Finanzrath eine Karte überreichte mit der Anfrage, ob derselbe geneigt sei, den Besuch des im Vorzimmer harrenden Herrn zu empfangen. Schrodt hatte schon eine verneinende Antwort auf den Lippen, aber so wie sein Auge auf den Namen der Karte fiel, stutzte er, reichte die Karte lächelnd seinen Gästen und sagte: „Lesen Sie, lesen Sie, und entscheiden Sie dann, ob wir den Herrn sehen wollen."

„Paul Leonhard!" riefen alle verwundert.

„Ja, der Held des Tages!" bestätigte der Finanzrath. „Nun, was thun wir?"

„Natürlich dürfen Sie ihn nicht abweisen!" erklärte man einstimmig, und Busse fügte hinzu: „Wir müssen doch sehen, ob er wirklich ein solcher Idiot ist, wie Sie ihn sich vorstellen. Daß er gerade den heutigen Tag gewählt hat, sich bei Ihnen einzuführen, scheint mir nicht dafür zu sprechen!"

„Oho," erwiederte der Finanzrath, „wenn er glaubt, mir durch seine heutige Leistung zu imponiren, dürfte er sich doch verrechnet haben. Immerhin ist es ein gutes Zeichen, wenn er es für ersprießlich hält, Leute unseres Schlags aufzusuchen. Wenn es also Allen genehm ist, werd' ich ihn der Gesellschaft vorstellen."

„Von dem Stoff, wie ihn Küch' und Keller bieten," setzte die Wirthin hinzu, „scheint man ja ohnehin nichts mehr zu mögen. Sehen wir zu, was uns der Geist zu bieten vermag."

Man erhob sich allgemein vom Tisch und begab sich in den anstoßenden Salon, in welchen einige Augenblicke später auch der junge Rechtsgelehrte eingeführt wurde.

Das Aeußere des Eintretenden bot gerade nichts Außerordentliches dar. Es war ein ziemlich hochgewachsener junger Mann von zugleich edlen und scharf markirten Gesichtszügen. Die hohe Wölbung der Stirn, der aus der Tiefe kommende Blick des Auges und die feinen Linien, welche die Lippen umspielten, deuteten am Entschiedensten darauf hin, daß die Grundrichtung seines Geistes mehr den idealen als materiellen Interessen zugewendet war. Auch konnte ein feiner Beobachter an der Haltung seines Körpers und den Bewegungen seiner Gliedmaaßen etwas bemerken, was die Vermuthungen des Finanzraths über seine Beziehungen zum äußeren Leben zu rechtfertigen

schien. Man sah ihm an, daß er sich anfangs gegen die Einführung in die Gesellschaft gesträubt hatte und daß er sich bei Beobachtung der Förmlichkeiten und Redensarten, welche bei solchen Gelegenheiten ausgetauscht werden, einen leichten Zwang anthun mußte. Inzwischen vermied er dabei mit natürlichem Tact alles wirklich Anstößige, und in seinem Auftreten war Sicherheit und Festigkeit genug, um zu zeigen, daß der Verkehr mit der Welt nur seinen Neigungen, nicht seinen Kräften unbequem war.

Uebrigens fühlten sich auch die Mitglieder der Gesellschaft ihm gegenüber nicht völlig unbefangen. Es war einerseits unvermeidlich, sich gegen ihn über das Ereigniß des Tages, bei dem er die Hauptrolle gespielt hatte, auszusprechen. Andererseits war es schwer, für die Art und Weise dieser Pflichterfüllung den rechten Ton zu finden. Wirkliche Sympathie vermochten ihm die Wenigsten unter ihnen zu zeigen; und ihm sofort ihre Antipathie fühlbar zu machen, verbot ihnen die Achtung vor den geselligen Formen. Man kam daher bei der Besprechung dieses Gegenstandes nicht über wohl abgemessene Phrasen der Höflichkeit hinaus, und so geschah es, daß in die Unterhaltung kein rechter Fluß kommen wollte.

Paul war zu feinfühlend, um dies nicht zu empfinden. Es stellte sich daher naturgemäß der Gedanke bei ihm ein, ob es nicht besser sei, unter solchen Um=

ständen den Besuch abzubrechen. Gleichwohl blieb er, und wer ihn schärfer beobachtet hätte, würde unschwer erkannt haben, daß ihn irgend etwas fesselte. So gewandt er sprach, merkte man doch, daß er nicht mit vollem Herzen dabei war. Unwillkührlich schweiften seine Augen oft seitwärts, und das Ziel, welches sie suchten, bestand stets in einer Fensternische, wo Therese und Alwine standen und sich von Zeit zu Zeit eine Bemerkung über den neuen Gast zuflüsterten.

Daß zwei junge Mädchen von so viel Anmuth und Schönheit, wie Beide besaßen, auf die Augen eines jungen Mannes magnetisch wirken, bedarf eigentlich keines besonderen Grundes. Hier war aber doch ein solcher vorhanden. Paul hatte nämlich vor zwei, drei Wochen Therese schon einmal gesehen. Er war mit ihr zufällig in dem Laden eines Buchhändlers zusammengetroffen und hatte, ohne sie zu kennen und von ihr gekannt zu sein, durch ihre Erscheinung sofort einen bedeutenden Eindruck empfangen. Sie hatte sich damals nach interessanten Novitäten in der Unterhaltungsliteratur erkundigt, er wurde durch den Buchhändler zwanglos mit in das Gespräch gezogen, und so kam es, daß er ihr einen kürzlich erschienenen Roman, der entschieden seiner allerdings etwas exclusiven Geschmacksrichtung entsprach, besonders angelegentlich empfahl und die Genugthuung erfuhr, daß sie das von ihm vorgeschlagene Buch allen übrigen vorzog.

Das Bild Theresens war ihm seitdem nicht wieder aus der Seele gewichen. Aus Scheu, seine Empfindungen zu verrathen, hatte er versäumt, bei dem Buchhändler nach ihrem Namen zu fragen. Um so fester klammerte er sich an die Hoffnung, durch den Zufall noch einmal mit ihr zusammengeführt zu werden. Er besuchte den Buchladen häufiger als je, aber ohne das zu finden, was er eigentlich suchte. Er knüpfte mit dem Buchhändler mehrmals Gespräche über den damals von ihm empfohlenen Roman an, in der Hoffnung, dabei gelegentlich ihren Namen zu erfahren. Aber diesem Verstockten war mit allen Kunstgriffen nichts abzulocken; und eine directe Frage wollte schlechterdings nicht über Pauls Lippen.

Auf die Damen, die ihm in den Straßen begegneten, hatte er bisher kaum eine Rücksicht genommen. Jetzt musterte er alle, die ihm auf seinen Geschäftswegen und Spaziergängen zu Gesicht kamen, fast genauer, als es die Artigkeit erlaubte; ja Damen, deren Figur oder Anzug die Gesuchte in sich vermuthen ließen, lenkten ihn nicht selten von seinem geraden Wege auf irgend eine Seitenbahn. Doch auch diese Bemühungen führten zu keinem Ergebniß. Unter den Tausenden, die einen weißen Hut und silbergrauen Burnus trugen, wollte sich immer die Rechte nicht finden.

Diese Irrfahrten raubten ihm mehr Zeit, als er sonst seinen Arbeiten zu entziehen pflegte, er fühlte sich

in seiner geistigen Thätigkeit beunruhigt, er fand sein Gebahren selbst lächerlich, und da ihn obenein immer dringender die von ihm übernommene Defension an seine Pflichten mahnte, so faßte er zuletzt den Entschluß, von seinen thörichten Versuchen ein- für allemal abzustehen, und er führte denselben wirklich mit der ihm eigenen Willenskraft aus.

Aber gerade als er dem Zufall nicht mehr nachjagte, kam ihm derselbe ungesucht wieder entgegen. Die öffentliche Verhandlung des Processes hatte begonnen, es hatten bereits zwei Sitzungen Statt gefunden, auf morgen war die dritte und letzte anberaumt. Ganz mit seinem Gegenstande beschäftigt, auf nichts, was um ihn und außer ihm geschah, achtend, schritt er durch die Straßen. Da rennt er, als er eben um eine Ecke biegen will, mit einer Dame fast zusammen, und als er aufblickt, ist es die bisher vergeblich Gesuchte. Unwillkührlich entschlüpft ihm ein Ausdruck freudiger Ueberraschung; er grüßt sie, wird wieder gegrüßt und glaubt zu bemerken, daß sie das Zusammentreffen nicht weniger in Erregung versetzt hat, als ihn selbst. Er eilt noch einige Schritte vorwärts. Dann aber treibt es ihn, noch einmal umzukehren und ihr nachzuschauen. Aber er entdeckt sie nicht mehr; sie ist bereits verschwunden. Eins der nächsten Häuser muß sie verschluckt haben. Sollte sie in einem derselben wohnen? —

Er liest die Firmen und Thürschilder. Auf einem derselben findet er den Namen Schrodt. Er erinnert sich, daß ihm Schrodt oft als ein Jugendfreund seines Vaters genannt worden ist und daß man ihm bei seinem Abgang nach der Hauptstadt angelegentlich gerathen, ihn als einen reichen und einflußreichen Mann aufzusuchen. Bisher hat er es verschmäht, diesen Rath zu befolgen: denn durch Connexionen sein Glück zu machen, ist nicht seine Sache. Jetzt aber haben diese Häuser und ihre Bewohner plötzlich ein Interesse für ihn gewonnen. Auch der Finanzrath Schrodt erscheint ihm auf einmal in anderem Lichte. Er findet, daß es doch Unrecht von ihm gewesen, einen alten Freund seines Vaters so ganz zu vernachlässigen; er fühlt das Bedürfniß, seinen Fehler gut zu machen; er beschließt, ihn so bald als möglich zu besuchen. Heute freilich geht es nicht mehr. Er darf sich für den morgenden Tag nicht zerstreuen. Aber morgen, wenn die Verhandlung vorüber ist, soll es unverzüglich geschehen. Er darf sich der Abtragung dieser Schuld unmöglich noch länger entziehen. So ward es von ihm beschlossen und trotzdem, daß er am anderen Tage selbst über die Sophistik seiner Gründe und die Abenteuerlichkeit seiner Hoffnungen lächeln mußte, wirklich ausgeführt.

Wir wissen nun, was eigentlich Paul zum Finanzrath getrieben hatte, was ihn bei seinem Eintreten in

eine nicht ganz zu unterdrückende Verwirrung setzte und seine Augen unwiderstehlich nach der Fensternische zog.

Der überraschende Eindruck, den Paul's Erscheinen auf Therese machte, war wo möglich noch größer. Auch sie hatte das Bild, daß sie aus dem Buchladen von ihm mit nach Hause genommen, nicht wieder aus ihrem Herzen vertilgen können, unwillkührlich übertrug sie es auf dem ihre ganze Sympathie in Anspruch nehmenden Helden des ihr von Paul empfohlenen Roman's, während sie sich selbst als die Heldin desselben denken mußte, und so geschah es, daß sie zu derselben Zeit, wo er ihre reale Erscheinung auf Straßen und Plätzen vergeblich suchte, fort und fort mit seinem idealen Abbilde verkehrte. Mit der Zeit freilich drohte dieses Bild zu einem bloßen Traumbilde abzublassen; aber die gestrige Begegnung, die für sie nicht minder bedeutungsvoll als für ihn gewesen war, hatte ihm plötzlich die ganze Frische, den vollen Glanz des Lebens wiedergegeben, und auch bei ihr stellte sich damit der geheime Wunsch ein, den bisher idealen Verkehr durch einen wirklichen ersetzt zu sehen.

Man kann sich daher vorstellen, wie freudig bestürzt sie war, als sie den unbekannten Gegenstand eines kaum erwachten Wunsches plötzlich bei sich eintreten sah und zugleich erfuhr, daß er kein bedeutungsloser Abenteurer, sondern derselbe junge Rechtsgelehrte

war, der heute die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen hatte. Einem beobachtenden Auge wäre ihre Verwirrung nicht entgangen. Zu ihrem Glück waren aller Blicke auf den Eintretenden gerichtet, und so gelang es ihr, die Sammlung wieder zu gewinnen, ehe noch Jemand ihr Erröthen bemerkt hatte.

Dem Finanzrath war das ein wenig auf Schrauben gestellte Gespräch, in welches Paul besonders mit dem Baron und dessen Gemahlin gerathen war, nicht nach seinem Sinn; und noch weniger behagten ihm die Versuche des Senators, die kühlen und zweideutigen Bemerkungen des aristokratischen Ehepaars durch um so wärmere Lobeserhebungen des jungen Mannes gut zu machen: denn er fürchtete, es möchte sich daraus ein Streit über politische Fragen entwickeln, und ein solcher war ihm bei seinen Grundsätzen, welche Ruhe für die erste Bürgerpflicht hielten und Frieden um jeden Preis haben wollten, gründlichst verhaßt. Um daher den Ausbruch eines ernstlichen Meinungskampfes auf kürzestem Wege unmöglich zu machen, richtete er an die Herren der Gesellschaft die Frage, ob es nicht gemüthlicher sei, wenn sie ihre Kräfte lieber am Whisttisch mit einander mäßen, und forderte zugleich zur Ziehung der Karten auf, wonach die Plätze bestimmt werden.

Der Baron und Busse zogen die ihrigen mit mechanischer Bereitwilligkeit, weil sie es von jeher ge-

wohnt waren, daß beim Finanzrath nach Tisch gespielt wurde. Als aber auch an Paul die Aufforderung erging, machte er eine entschuldigende Verbeugung und sagte: „Ich bedaure von Herzen, nicht dienen zu können; aber — ich spiele nicht!"

Der Finanzrath sah ihn an, als ob er etwas Unglaubliches gehört hätte. „Wie," rief er, „Sie spielen nicht? Gar nicht? Aus Grundsatz nicht?"

„Ich möchte lieber sagen: aus Gewohnheit nicht! In das Bereich der Erwägungen, aus denen Grundsätze hervorgehen, hab' ich überhaupt das Spiel noch nicht gezogen!"

„Und Sie haben nie gespielt?"

„In den Kinder- und Jünglingsjahren bin ich wohl zuweilen dazu veranlaßt worden; aber ich habe nie daran Geschmack zu finden vermocht!"

„Aber womit unterhalten Sie sich in müßigen Stunden? Wie kommen Sie in der Gesellschaft damit zu Stande?"

„Eine Langeweile, die mich an den Spieltisch getrieben hätte, habe ich noch niemals empfunden, und Kreise, in denen man sich durch Spiel unterhält, hab' ich bis jetzt nur selten besucht."

Der Finanzrath schüttelte lächelnd den Kopf und, sich zu den Uebrigen wendend, sagte er: „Nun, hab' ich mir ihn nicht recht vorgestellt? Ganz wie sein Vater! Auch dem war das Buch der vier Könige ein

Buch mit sieben Siegeln. „Aber" — wandte er sich zu Paul zurück — „nehmen Sie mir's nicht übel, lieber junger Mann — ich kann Sie deswegen nicht loben. Ich will gar nicht von dem Genuß reden, dessen Sie sich und auch möglicherweise gute Freunde dadurch berauben; aber auf Eins muß ich sie aufmerksam machen. Das Leben ist selbst ein Spiel, und wer sich nicht durch kleine Spiele am Whisttisch für dieses große Spiel einübt und vorbereitet, läuft große Gefahr, dasselbe zu verlieren. Denken Sie an Ihren Herrn Vater! Das war ein Kopf von den brillantesten Fähigkeiten! Er wäre berufen gewesen, Minister zu werden. Aber er verstand sich nicht auf das Spiel, er wußte nicht, wie man die Karten mischen, wie man anspielen und fordern, bedienen oder abtrumpfen muß, und darüber ist's ihm begegnet, daß er — nun Sie wissen's ja selbst — nicht über den Secretair hinausgekommen ist."

„Allerdings," erwiederte Paul; „aber ich hab' es ihn nie beklagen hören. Es genügte ihm, ein Ehrenmann zu sein."

„Und das war er im vollsten Sinne des Worts!" bekräftigte der Finanzrath. „Ich kann Ihnen nur Glück dazu wünschen, wenn Sie ihn in dieser Hinsicht zum Vorbilde wählen. Aber ich denke, es schadet einem Ehrenmann nichts, wenn er ein wenig höher hinaufgelangt. Er kann dann um so mehr als Ehrenmann

wirken. Um aber in die Höhe zu kommen, muß man sich auf das Spiel verstehen. Darum — hören Sie auf meinen Rath und lernen Sie spielen!"

„Ich erkenne," sagte Paul „daß Ihr Rath nicht bloß wohlgemeint, sondern auch sehr beherzigenswerth ist, und Sie dürfen versichert sein, daß ich versuchen werde, in dieser Schule der Lebensweisheit noch einen Cursus zu machen."

„Bravo!" rief der Finanzrath, indem er ihn gemüthlich auf die Schultern klopfte. „Der Mensch muß nie glauben, daß er schon ausgelernt hat. Und wenn Sie Lust haben, Ihren Cursus sogleich zu beginnen, so zünden Sie sich eine Cigarre an und sehen Sie vor der Hand einmal dem Spiel dieser Herren zu. Ich kann sie Ihnen als treffliche Lehrmeister empfehlen."

Gleichzeitig präsentirte er ihm sein Cigarrenetui. Statt aber daraus zuzulangen, machte Paul abermals eine entschuldigende Verbeugung und sagte: „Den mir freundlich angebotenen Unterricht werd' ich mit Freude annehmen. Was aber die Cigarre betrifft, so muß ich verbindlichst danken: Ich rauche nicht!"

Der Finanzrath trat ungläubig einen Schritt zurück und rief: „Wie, Herr Doctor — Sie rauchen auch nicht? — Nein, das heiß' ich mir denn doch den Idealismus zu weit treiben!"

„Idealismus?" fragte Paul verwundert. „Ich

habe bisher nie geglaubt, daß das Rauchen oder Nichtrauchen mit dem Idealismus etwas zu thun hat. Aber — Sie wollen vielleicht sagen, daß zur Lebenspraxis auch das Dampfmachen mit gehört."

„Allerdings! Ganz in allem Ernste mein' ich das!" bestätigte Schrodt. „Aber außerdem begreif' ich auch nicht, wie Sie es, wenn Sie nicht selbst rauchen, in den Wolkenmeeren der Tabagieen aushalten!"

„Das ist sehr einfach," erwiderte Paul lächelnd. „Ich gehe nicht in Tabagieen!"

„Da hören Sie's!" rief der Finanzrath. „Ganz wie sein Vater! Der ging auch nie in Tabagieen!"

Die Herren lachten.

„Lassen Sie die Männer nur lachen!" nahm jetzt die Geheimeräthin das Wort. „Wir Frauen wissen diese Tugenden um so mehr zu würdigen. Ich ziehe daraus den Schluß, daß Sie lieber die Unterhaltung mit uns vorziehen — eine Eigenschaft, die leider unter den Männern immer seltener wird. Es thut mir nur leid, daß heute die Jugend gar zu schwach bei uns vertreten ist. Wir hätten sonst eine kleine Tanzunterhaltung improvisiren können, die gewiß Ihrem Geschmack mehr zugesagt haben würde."

„Sie sind allzu freundlich um mich besorgt, gnädige Frau!" erwiederte Paul, sich abermals mit Achselzucken verbeugend. „So glücklich es mich machen würde, mich mit den jungen Damen nach demselben Rhythmus

bewegen zu können, so muß ich doch nicht ohne tiefe Beschämung bekennen: Ich tanze auch nicht!"

Jetzt war das Lachen allgemein. Nur der Finanzrath blieb ruhig und sagte: „Ich wundere mich darüber gar nicht! Sein Vater hat auch nicht getanzt! —"

„Ei, Herr Doctor," begann auf's Neue die Frau vom Hause zu ihm, „aus Ihrem Bekenntniß muß ich fast schließen, daß Sie die Gesellschaft der Damen nicht weniger meiden, als die der Herren. Da bin ich wirklich in Verlegenheit . . ."

„Was Sie mit einem solchen Misanthropen anfangen sollen?" ergänzte Paul ihre Rede, als sie zögerte, den begonnenen Satz zu vollenden. Aber ich bitte freundlichst bemerken zu wollen, daß ich diesem Angebot aus schöner Hand" — er deutete dabei auf die Tasse Kaffee, die er so eben von Therese annahm — nicht zu widerstehen vermag; daß also doch noch etwas existirt, was mich eingermaßen mit der civilisirten Welt in Beziehung erhält."

„Nun, dann darf man noch nicht an Ihnen verzweifeln!" bemerkte die Medicinalräthin. „Wer den Kaffee zu schätzen weiß, liebt auch das Gespräch am Kaffeetisch und wer das liebt, kann noch zu Manchem erzogen werden, worin er bisher noch nichts geleistet."

„Meine Schwester hat Recht," erklärte Busse. Darum schlag' ich vor, wir dispensiren einstweilen un=

seren jungen Freund von dem Cursus am Whisttisch und überlassen ihn der Schule der Damen am Kaffeetisch."

„Ich unterwerfe mich diesem Urtheil ohne jede Einrede," versetzte Paul, „und werde Alles aufbieten, einer so unvergleichlichen Erziehungsanstalt Ehre zu machen."

„Nun, meinetwegen!" sagte der Finanzrath. „Aber vergessen Sie nicht, meine Damen, daß Sie es mit einem Idealisten zu thun haben, der zum Realismus erzogen werden muß, und — lassen sie ihn sich nicht über den Kopf wachsen. Ein solcher Zögling ist nicht selten seinen Erziehern gefährlicher, als diese ihm."

„Für mich sein Sie unbesorgt," entgegnete die Medicinalräthin. „Ich bin gegen den Idealismus gefeit, denn mein Mann setzt mir alle Tage auseinander, daß die Kraft nichts für sich, sondern nur eine Eigenschaft des Stoffes ist."

„Nun, und unsere Männer," bemerkte die Geheimräthin zur Baronin, haben uns von der Wahrheit dieses Satzes schon so lange praktisch überzeugt, daß auch von uns kein Abfall zu befürchten ist."

„Gut," sagte der Finanzrath, „so versuchen Sie, auch ihn für diese Erkenntniß zu gewinnen."

Die drei älteren Herren zogen sich hierauf in das anstoßende Spielzimmer zurück; die Damen aber gruppirten sich um den Kaffeetisch, und Paul ward von

der Wirthin eingeladen, zwischen ihr und Alwine Platz zu nehmen.

„Das Erste," begann die Geheimeräthin, „was Erzieher mit einem neuen Zögling vorzunehmen pflegen, ist, so viel ich mich erinnere, ein kleines Examen. Gewiß haben Sie nichts dagegen, wenn auch wir damit beginnen, und so erlaube ich mir die Frage: Haben Sie wohl den neuesten M....'schen Roman gelesen?"

„Ich freue mich, diese erste Ihrer Frage bejahen zu können!" erwiederte Paul und konnte nicht umhin, dabei einen Blick auf Therese zu werfen, denn der genannte Roman war eben der, welchen er ihr im Buchladen empfohlen hatte. Er bemerkte dabei, daß sie das Begegniß als ein Geheimniß behandelt habe, und glaubte nun ebenfalls darüber schweigen zu müssen."

„Nun, und was halten Sie von demselben?" fuhr die Wirthin in ihrer Prüfung fort.

„Liebe Mutter," sagte Therese, statt seiner das Wort ergreifend, „ich habe Dir noch gar nicht sagen können, daß der Herr, welcher mir diesen Roman so angelegentlich empfohlen, eben kein anderer war, als der Herr Doctor!"

„So?" rief die Geheimeräthin verwundert. „Sie also sind der Herr gewesen, auf dessen Empfehlung hin meine Tochter diesen Roman gewählt hat. Hätt'

ich das gewußt, würd' es allerdings meiner Frage nicht bedurft haben."

„Ja," versetzte Paul. „Meine Ansicht über denselben ist damit klar genug ausgesprochen. Darf ich wissen, ob sie sich des Beifalls der Ihrigen zu erfreuen hat?"

„Sehen Sie," wandte sich die Geheimeräthin scherzend zu den Damen, „jetzt ist unser Zögling schon so weit, uns ins Examen zu nehmen. Nun, ich denke, wir dürfen ihm unsere wahre Meinung nicht verhehlen."

„Und diese ist?" fragte Paul.

„Leider keine zustimmende," erklärte die Gefragte. „Ich gestehe Ihnen, daß mich der Roman weitaus nicht in dem Maße befriedigt hat, als ich nach Ihrer Empfehlung erwartet hatte. Und so ist es nicht bloß mir, sondern auch diesen meinen Freundinnen ergangen, die ich aus Mißtrauen in mein eignes Urtheil ersucht hatte, ihn ebenfalls zu lesen. Nicht so, meine Lieben?"

„Leider, leider!" bestätigte Frau Urban, und auch die Baronin drückte durch ein bedeutungsvolles Kopfnicken aus, wie sehr sie sich durch die Lectüre fatiguirt gefühlt habe.

Paul äußerte hierüber lebhaft sein Bedauern, war aber darum nicht geneigt, sich ohne Weiteres dem Geschmack der Damen zu unterwerfen. Vielmehr

entwickelte er, allmälig vom Scherz zum Ernst übergehend, in eingehender Weise die Gründe, die ihn zu seinem Urtheil bestimmt hatten, und schloß damit, daß er den Roman schon um seines ächt deutschen Geistes willen hochhalten müsse.

„Ach ja!" seufzte die Baronin. „In der Beziehung mögen Sie Recht haben! Ein ächt deutscher Roman ist er! Aber soll ich ehrlich sein, muß ich gestehen, daß ich mit dem deutschen Roman überhaupt übel daran bin. Während ich die englischen und französischen wirklich mit Lust und Liebe lese, wird mir die Lectüre eines deutschen Romans zu einer förmlichen Arbeit, ja nicht selten zu einer unausstehlichen Qual. Die meisten derselben vermag ich gar nicht zu Ende zu lesen. Diejenigen, welche nur für Unterhaltung und Zeitvertreib geschrieben werden, sind in der Regel flach und seicht; dagegen die, welche etwas Höheres leisten wollen, langweilig und schwerfällig."

„Sie fällen da über unsere Romanliteratur ein sehr hartes Urtheil, gnädige Frau!" sagte Paul.

„Aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ein gerechtes!" fielen die übrigen Damen ein.

„Dagegen möcht' ich mir doch einige Zweifel erlauben!" entgegnete Paul. „Allerdings verdient eine sehr große Masse der Erzeugnisse, die unter dem Titel von Romanen und Novellen alljährlich zweimal den Büchermarkt überschwemmen, die Vorwürfe, die Sie so

eben dagegen erhoben haben, und auch darin muß ich Ihnen Recht geben, daß der deutsche Roman überhaupt in mehreren Beziehungen hinter dem ausländischen zurückbleibt. Er ist im Allgemeinen nicht so spannend und effectvoll, wie der französische, bietet nicht einen solchen Reichthum interessanter, unmittelbar aus dem Leben gegriffener Charaktere und Situationen wie der englische, und wird in mancher Beziehung, z. B. in Einfachheit und Natürlichkeit der Darstellung auch von dem schwedischen und dänischen übertroffen."

„Nun," unterbrach ihn die Geheimeräthin, „damit treten Sie in der Hauptsache unserm Urtheil bei."

„Doch nicht so ganz!" fuhr der junge Rechtsgelehrte fort. „Denn ich muß daneben am deutschen Roman auch Lichtseiten und Vorzüge anerkennen, in denen er durchschnittlich den Romanen der übrigen Nationen überlegen ist."

„Ich bin neugierig, diese kennen zu lernen," warf die Baronin mit ungläubigem Lächeln ein.

„Zunächst trägt er mehr als diese, das Gepräge eines wirklich einheitlichen, in sich abgerundeten Kunstwerks . . ."

„Das können Sie doch nur von den Romanen unserer hervorragenden Schriftsteller behaupten!" fiel man ihm ins Wort.

„Allerdings," erwiderte er. „Auf die Arbeiten des unzureichenden Talents oder der literarischen Industrie

nehm' ich überhaupt keine Rücksicht. Ich beziehe mich, bei uns wie bei den übrigen Völkern, nur auf solche Erscheinungen, welche Anspruch darauf haben, die Production ihrer Nation in diesem Gebiet zu vertreten."

„Gut!" sagte die Medicinalräthin. „Ueber diesen Punkt vermag ich nicht mit Ihnen zu streiten. Aber was können Sie außerdem zu Gunsten des deutschen Romans anführen?"

„Er hat sich mehr als der Roman unserer Rivalen einerseits von den Extravaganzen und Bizarrerieen, andererseits von den Flachheiten und Trivialitäten frei zu erhalten gewußt."

„Das würde höchstens die Bedeutung eines negativen Vorzugs haben!" entgegnete die Geheimräthin.

„Aber dieser negative Vorzug", fuhr Paul fort, „steht in engstem Zusammenhang mit einem positiven. Unser deutscher Roman wurzelt zugleich in einem tieferen Fond von Intelligenz, Gemüth und Sittlichkeit, er tritt entschiedener und wirksamer für die Interessen des Wahren, Guten und Schönen ein, mit einem Wort, er ist gewichtvoller durch seinen idealen Gehalt!"

„Idealen Gehalt!" wiederholte die Geheimeräthin mit ironischem Lächeln. „Da haben wir's! Da kommt wieder der Idealist zum Vorschein!"

„Ja so!" sagte Paul scheinbar erschreckt, als ob er einen faux pas zu bereuen habe. „Vom Idealis-

mus soll ich ja eben kurirt werden. Aber — warum eigentlich, wenn ich fragen darf?"

„Warum? Weil es mit dem Idealismus überhaupt zu Ende geht, weil mit ihm in der Welt nicht mehr fortzukommen ist!" sagte die Baronin.

„In der That," versetzte Paul, „der Idealismus befindet sich augenblicklich in einer traurigen Lage, und ich verkenne nicht, daß er dieses Loos durch seine excentrische Selbstüberhebung selbst herbeigeführt hat. Ich bin daher auch keineswegs ein so einseitiger Idealist, wie Sie zu glauben scheinen, erachte es vielmehr für einen nicht hoch genug anzuschlagenden Gewinn, daß sich dem überspannten Idealismus der vorigen Decennien gegenüber neuerdings ein möglichst ausgeprägter Realismus, ja Materialismus Geltung verschafft hat, denn es muß nothwendig auch den äußeren Mächten des Lebens ihr Recht widerfahren. Aber der Meinung, daß der Idealismus nun ganz und gar die Segel streichen müsse, daß er mit Stumpf und Stiel auszurotten sei, vermag ich mich allerdings nicht anzuschließen. Ich fürchte nicht, daß es jemals dahin kommen wird. Geschäh' es aber, so würd' ich darin zugleich den Untergang der deutschen Nationalität erblicken."

„Ich sollte denken," erwiederte die Medicinalräthin, „die deutsche Nation hätte jetzt bereits bewiesen, daß ihr der Idealismus nicht ans Herz gewachsen ist, daß

sie in ihm nicht eine Lebensbedingung, sondern im Gegentheil eine Krankheit erblickt, die sie je eher je lieber loszuwerden sucht. Warum verschlänge man sonst, um auf unser früheres Thema zurückzukommen, die englischen und französischen Romane, während die deutschen Romane, fast wie abgestandene Speisen, gemieden werden?"

„Ganz so schlimm, wie Sie es darstellen, scheint es mir doch mit dem besseren deutschen Roman nicht zu stehen. Auch er findet noch immer sein Publikum, und sieht man sich dasselbe näher an, so ist es, wie ich glaube, nicht das schlechteste."

„Mag sein," erwiederte die Medicinalräthin; „aber was will das sagen? So lange er nicht das Volk im Großen und Ganzen packt, kann man nicht von ihm sagen, daß er leiste, was dem deutschen Nationalcharakter entspricht!"

„Ich muß Ihnen zugeben, daß zwischen den deutschen Dichtern und dem deutschen Volke in seinen größeren Massen noch ein bedauerlicher Widerspruch besteht, daß die Geschmacksrichtungen beider noch allzuweit auseinandergehen. Auch räum' ich ein, daß dieses Verhältniß, so wie es ist, nicht bleiben kann, weil es jedenfalls nicht das natürliche ursprüngliche Verhältniß ist. Von Natur kann unmöglich zwischen dem schaffenden und genießenden Theil einer Nation ein solcher Bruch, eine so diametral verschiedene Richtung bestehen,

daß die Schaffenden gerade darin sich auszeichnen sollten, wofür die Genießenden keine Empfänglichkeit besitzen. Es muß vielmehr angenommen werden, daß in Beiden, wie ein und dasselbe Blut, so auch eine und dieselbe Grundanschauung und Geschmacksrichtung, eine und dieselbe Schönheitsidee lebendig sei, und daß der active Theil des Volkes aus demselben Geiste heraus zeuge, mit welchem der passive Theil empfängt."

„Gut," sagte die Baronin. „Wenn also trotzdem gegenwärtig jener unnatürliche Widerspruch im deutschen Volke besteht, so muß sich nothwendig einer der beiden Theile der ursprünglich deutschen Richtung entfremdet haben, und das läßt sich nur vom kleineren, vom producirenden Theil annehmen."

„Gerade in diesem Punkt muß ich entschieden anderer Ansicht sein," entgegnete Paul. „So weit wir auch die Literatur und Poesie zurückverfolgen mögen, zu allen Zeiten lassen sich gerade diejenigen Seiten des deutschen Romans, gegen welche das deutsche Publikum jetzt lau geworden ist, als ursprüngliche und ächt deutsche erkennen, und wenn Sie sich im Geiste die Entwicklung des deutschen Volkes in Staat und Kirche, in Kunst und Gewerbe, im häuslichen und öffentlichen Leben vergegenwärtigen, werden Sie selbst sich sagen müssen, daß die Richtung auf das Innerliche, Geistige, Ideale stets den Grundcharakter des Deutschen in allen seinen Bestrebungen und Leistungen gebildet hat. Der deutsche

Dichter folgt also, indem er idealistische Romane schreibt, nur einem von der Natur ihm selbst eingepflanzten Drange, einem Drange, dem auch jeder andere Deutsche im Bereich seiner Thätigkeit bewußt oder unbewußt folgt. Er kann gar nicht anders, und daraus erklärt es sich, daß die deutschen Dichter, so sehr sie sich auch bemüht haben, dem herrschend gewordenen Geschmack Rechnung zu tragen, niemals recht damit zu Stande gekommen sind. Denn Niemand kann etwas aus sich herauszaubern, was nicht von Natur in ihm liegt."

„So meinen Sie also, nicht die Dichter, sondern die Leser hätten sich von dem ursprünglichen und natürlichen Zustande entfernt?" fragte Therese, die sich bisher am Gespräch nur als Zuhörerin betheiligt hatte.

„Allerdings ist dies meine Meinung," bejahte Paul. „Soll daher dieses naturwidrige Verhältniß beseitigt werden, so gilt es, mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten, daß sich das deutsche Volk der Geschmacksrichtung seiner schaffenden Geister zuwende."

„Um damit alle Errungenschaften, die es den realistischen Bestrebungen verdankt, wieder in Rauch aufgehen zu lassen?" fragte die Medicinalräthin.

„Keineswegs," sagte Paul. „Alles, wodurch ihm der Realismus wahrhaft genützt hat, kann und muß es sich bewahren. Aber es muß nur wieder zu der Erkenntniß gelangen, daß es damit nicht Alles, nicht das Höchste, nicht das seiner Natur Entsprechendste

besitzt. Es muß sich mit erneuter, ja gesteigerter Wärme auch wieder denjenigen Fragen zuwenden, die sich nicht mit der bloßen Beobachtung der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen, nicht mit der einseitigen Richtung auf das Materielle, sondern nur mit einer Vertiefung in das Innere der Dinge, nur durch eine Erhebung zum Uebersinnlichen und Idealen erledigen lassen, und dahin gehören alle Fragen der Religion und der Politik, des Rechts und der Sitte, der Kunst und der Wissenschaft."

„Aber über diese Fragen sucht man doch nicht in einem Roman Belehrung! Ein Roman ist doch keine Predigt, keine Vorlesung, keine wissenschaftliche Abhandlung!" warf die Baronin ein.

„Das ist er allerdings nicht und soll es nicht sein. Der Roman soll uns ein Bild des unmittelbaren Lebens geben und zwar in möglichst sinnlicher, anschaulicher Form. Aber gehört nicht das Ringen nach einer Beantwortung jener Fragen, das Streiten und Kämpfen um dieselben auch zum Leben? Bilden sie nicht die wesentlichsten Angelpunkte all seiner Bewegungen und Conflicte? Hat sie also nicht der Romandichter ebenfalls in sein Gebiet zu ziehen, und ist ihm ein Vorwurf daraus zu machen, wenn er auf sie ein besonderes Gewicht legt und beim Leser ein besonders reges Interesse dafür beansprucht?"

„Aber," erinnerte die Geheimeräthin, „er darf

darüber nie vergessen, daß der Roman zunächst und vor Allem den Zweck hat, der Phantasie, dem Schönheitssinn eine Unterhaltung zu gewähren. Diesen Zweck verfehlt er aber, wenn er sich, statt Ereignisse und Handlungen in Scene zu setzen, fast nur mit Erörterung allgemeiner, abstracter Fragen beschäftigt."

„Ganz recht; doch sind darum solche Erörterungen nicht ganz und gar auszuschließen, denn sie gehören eben auch mit zu den Ereignissen des Lebens. Ist nicht z. B. das Gespräch, welches wir jetzt hier führen, in unserem Leben auch ein Ereigniß? möglicherweise sogar ein solches, das auf unser ganzes folgendes Leben, auf unser Thun und Leiden den entschiedensten Einfluß ausübt? — Setzen Sie z. B. den Fall, es gelänge Ihnen, mich von meiner Anschauung zu der Ihrigen zu bekehren, oder mir, irgend Jemand von Ihnen für die meinige zu gewinnen — wäre es dann noch eine bloße Erörterung? Hätt' es nicht vielmehr in diesem Falle die Bedeutung eines wirklichen Lebensactes gewonnen und somit Anspruch darauf, in einem Romane, der ein Bild unserer Lebensschicksale gäbe, einen integrirenden Theil zu bilden?"

„Mir scheint," sagte die Geheimeräthin lächelnd, „bis jetzt ist zu einem solchen Erfolg wenig Aussicht vorhanden. Sie wenigstens scheinen durch uns noch nicht bekehrt zu sein, und unter uns, glaub' ich, ist

auch Keiner, den Sie zum Proselyten gemacht hätten. Oder doch vielleicht?"

Die Geheimeräthin ließ hierbei ihr Auge wie fragend im Kreise herumgehen, und eine Dame nach der andern beeilte sich, sie mit einem „Nein! Nein!" ihrer Ueberzeugungstreue zu versichern. Nur Therese stimmte nicht in dasselbe ein, sondern ward durch den zuletzt auch auf sie gehefteten Blick ihrer Mutter in augenscheinliche Verlegenheit versetzt, die sich, als man ausdrücklich eine Antwort von ihr verlangte, dergestalt steigerte, daß sie in Gesicht und Nacken wie mit Blut übergossen schien.

„Sehen Sie, mein lieber Herr Doctor," rief die Geheimeräthin lachend. „Ein Seelchen scheinen Sie doch erobert zu haben! Aber allzu sicher brauchen Sie darum Ihres Sieges noch nicht zu sein. Fast scheint es, als ob es sich selbst seiner Bekehrung schämte."

Therese hatte sich inzwischen gesammelt und sagte: „Du irrst, liebe Mutter! Ich schäme mich meiner Ansicht gar nicht. Wenn ich roth geworden bin, so kam es nur daher, weil ich gedrängt wurde, mich über etwas auszusprechen, worüber ich mit mir selbst noch nicht im Klaren bin."

„Du weißt also nicht, ob Dir die deutschen oder die ausländischen Romane besser gefallen haben?" fragte Alwine.

„Ich habe überhaupt deutsche Romane bis jetzt

nur wenig gelesen. In der Pension war es uns verboten, und seit meiner Rückkehr hab' ich nur einen einzigen von Bedeutung kennen gelernt — eben den, von dem wir vorhin redeten."

„Nun, und wie hat Dir dieser behagt?"

„Er hat, wie noch nie ein anderer, all meine Gedanken und Empfindungen in Anspruch genommen."

„Auch die langen Erörterungen über das eigentliche Ich des Menschen, über das wahre Wesen der Freiheit; über Deismus und Pantheismus und wer weiß, was sonst noch?" fragte die Baronin.

„Auch sie," antwortete Therese, „obwohl ich gestehen muß, daß der Genuß an ihnen kein ganz ungetrübter war."

„Nun, da hören Sie's, Herr Doctor," rief die Geheimeräthin. „Auch sie hat sich eigentlich dabei gelangweilt, genirt sich aber, es ebenso unumwunden auszusprechen, wie wir."

„So, liebe Mutter, ist es doch nicht!" entgegnete Therese.

„Aber was, mein Fräulein, trübte Ihnen den Genuß?" fragte Paul.

„O, die Schuld lag jedenfalls nur an mir, nicht an dem Buche! Aber ich kann nicht leugnen, daß mir Manches darin unverständlich geblieben ist."

„Das würde doch auch dem Buche zum Vorwurf gereichen!" sagte Paul; „und gern räume ich Ihnen

ein, daß der Autor desselben für die Darlegung seiner Ideen noch nicht überall die rechte, verständliche Form gefunden hat."

„Das vermag ich nicht zu beurtheilen," entgegnete Therese. „Ich empfand zunächst nur, daß ich ihm mit meinen Kräften und Kenntnissen nicht überall hin folgen konnte, und da ich mir bisher auf die brillanten Noten, die ich im Institut stets empfangen, doch ein wenig zu Gute gethan hatte, so fühlte ich mich durch die Zerstörung dieser Illusion allerdings ein wenig gedemüthigt."

„Trösten Sie sich darüber, liebes Kind!" sagte die Baronin. „Es geht uns Allen mit diesen Geheimnissen nicht anders. Mag sie enträthseln, wer Lust dazu hat. Es steht noch sehr die Frage, ob die Weisheit, welche dahinter steckt, die Mühe des Suchens lohnt."

„So vermag ich nicht darüber zu denken," versetzte Therese. „Mir scheinen doch die Lebensfragen, um die sich diese Erörterungen drehen, zu den wichtigsten und interessantesten zu gehören, die es überhaupt giebt. Auch fühle ich mit Entschiedenheit, daß sich dieselben durch so leichtfertige und oberflächliche Betrachtungen, wie man ihnen gewöhnlich zu widmen pflegt, nicht ergründen lassen, und daß man sich daher zu einer tieferen Erwägung derselben entschließen muß, wenn man nicht in ein völlig gedankenloses Leben verfallen will. Ich bedaure daher von Herzen, daß der Standpunkt

meiner Bildung dafür noch nicht ausreicht und würde jede Gelegenheit, die mir zu einer Ergänzung meines Wissens geboten würde, mit Freuden ergreifen."

„Ei," rief scherzend ihre Mutter, „da werden wir Dich am Ende noch auf die Universität schicken und ein philosophisches Triennium absolviren lassen müssen!"

„O nein," entgegnete Paul, „was Fräulein Therese wünscht, dürfte sich auf einfacherem Wege erzielen lassen. Ich bin in der Philosophie freilich selbst nur Dilettant; aber wenn mir das Glück zu Theil werden sollte, mich mit meiner freundlichen Gesinnungsgenossin öfter über derartige Fragen unterhalten zu dürfen, würde sie bald inne werden, daß ihr zu einer vollständigen Durchdringung solcher Erörterungen, wie sie unser Roman bietet, nur wenige und leicht zu erwerbende Vorbedingungen gefehlt haben."

„Ah sieh!" wandte sich die Geheimeräthin an Therese; „versteh' ich den Herrn Doctor recht, so ist er erbötig, Dich in die Mysterien, die uns Frauen sonst verschlossen zu bleiben pflegen, einzuführen? Nun, nach dem, was ich eben von Dir vernommen, gewinnt er vielleicht an Dir eine gläubigere Schülerin, als wir uns rühmen dürfen . . ."

Sie konnte ihren Gedanken nicht zu Ende sprechen, denn in demselben Augenblicke traten eben die Herren von ihrer beendigten Spielpartie in den Salon zurück, und der Finanzrath, welcher die letzten Worte seiner

Frau gehört hatte, rief: „Wie? Was? Schülerin? — Ich denke, hier ist nur von einem Schüler generis masculini die Rede. Oder haben sich die Damen ihren Schüler wirklich über den Kopf wachsen lassen?" —

„Fast ist es so," erwiederte seine Frau achselzuckend. „Wenigstens haben wir nichts über ihn vermocht. Er dagegen hat uns wirklich die jüngste unserer Kräfte entführt!"

„Die jüngste? Das wärst ja Du, Therese?" fragte der Alte.

„Ja, Väterchen," erwiederte sie, indem sie durch Eingehen in die scherzhafte Behandlung der Sache den Ernst ihrer Sympathie zu verbergen suchte. Du hast mich ja schon immer eine kleine Philosophin gescholten! Nun darfst Du Dich nicht wundern, wenn ich das Anerbieten des Herrn Doctors, mich aus einer kleinen zu einer großen Philosophin zu machen, dankbar annehme."

„Himmel," rief der Finanzrath in komischer Verzweiflung, „muß ich erleben, daß sich mein eigen Fleisch und Blut wider mich empört? daß der Idealismus in meinem eignen Hause Wurzel schlägt? — Aber ich werd' es nicht dulden! Ich lege in aller Förmlichkeit und Feierlichkeit dagegen Protest ein. Auf welchen Pact hin, Herr Doctor, hab' ich Sie vom Cursus am Whisttisch entbunden? — Nur gegen das Versprechen, in der Schule dieser Damen ein Mann des

Lebens, ein Anhänger des Realismus zu werden. Und nun wollen Sie aus meiner Tochter eine Philosophin, eine Idealistin machen? Ich protestire! Ich protestire!"

„Schlimm, sehr schlimm für mich! Wenn die Erfolge des Idealismus höchsten Orts nicht anerkannt werden, muß er sich freilich auf Gnade und Ungnade ergeben und dem Realismus in die Arme werfen. Wie aber wär's, wenn wir uns lieber gegenseitig einige Concessionen machten? Ich meinerseits verpflichte mich, mir von den drei an mir vermißten Tugenden des praktischen Lebens wenigstens zwei anzueignen und werde, wenn mich ein Meister, wie Sie, in die Feinheiten des Whistspiels und eine Virtuosin, wie Fräulein Therese, in die Geheimnisse der Tanzkunst einweihen wollte, der eifrigste aller Schüler werden. Wollen Sie nun Ihrerseits mir nicht gestatten, mich durch eine kleine Gegenleistung dankbar zu beweisen?"

„Schlau, schlauer, als ich von dem Sohn Ihres Vaters erwartet hätte!" rief der Finanzrath, der von dem geheimen Ziel, auf welches Paul lossteuerte, eine leise Ahnung bekam. „Aber gerade diese Schlauheit beweist mir, daß Sie sich bald völlig zu uns schlagen werden, und darum gehe ich ohne Bedenken auf Ihre Vorschläge ein. Also — hast Du verstanden Therese? Es soll unserm jungen Freunde erlaubt sein, zu versuchen, wie weit die Windungen Deines Gehirns mit

dem Krimskrams der Platonischen Ideenlehre parallel laufen. Du aber hast die Aufgabe, seine Füße mit dem Tact und Rythmus der neuesten Polka-Mazurka in Einklang zu bringen."

„Nun, und wenn ich die Siegerin bin, was dann?" fragte Therese.

„In diesem Fall," antwortete der Väter, „muß er schwören, von da ab auf ewige Zeiten die Stelle des Strohmann's an meinen Whisttisch auszufüllen."

„Aber wenn der Herr Doctor Sieger bleibt?"

„Dann hast Du zu schwören, niemals anders, als streng platonisch lieben zu wollen!"

„Famose Prämien!" bemerkte Busse. „Des Schweißes aller Edlen werth!"

„Ein Idealist findet den schönsten Lohn in der Anstrengung selbst," sagte Paul. „Darum darf ich bis zu meiner Bekehrung keinen Widerspruch erheben."

„Gut," sagte die Geheimeräthin. „Sie werden nun die Pflicht haben, Herr Doctor, sich so fleißig als möglich bei unsern wöchentlichen Soireen einzufinden: denn diese werden Ihnen Gelegenheit bieten, ebenso Ihre Kräfte als Lehrer, wie Ihren Eifer als Schüler zu bethätigen."

Paul verfehlte natürlich nicht, mit Wärme seine Bereitwilligkeit auszudrücken und zugleich seinen Dank für die freundliche Aufnahme, die er gefunden, abzustatten. Inzwischen war die Zeit zum Aufbruch her-

angekommen. Die Damen, welche sich während der letzten Reden mehr beobachtend verhalten und dabei Stoff zu allerlei interessanten Bemerkungen für den Heimweg gesammelt hatten, erhoben sich von ihren Sitzen, die Herren griffen nach ihren Hüten, und auch Paul mußte daran denken, sich loszureißen, ohne vorher Gelegenheit zu einer besonderen Unterhaltung mit Therese gefunden zu haben.

Er hatte sich bereits empfohlen und war eben im Begriff, den Saal zu verlassen, als er durch einen Zwischenfall noch einmal aufgehalten wurde. Es trat nämlich noch vor seinem Austritt ein Herr ein, dem er am wenigsten hier und in diesem Augenblicke zu begegnen gewünscht hätte — sein Gegner in der heutigen Verhandlung des Schwurgerichs, der Oberstaatsanwalt Graf Karpinski.

Dieser hatte sich aus Verdruß über die Niederlage, welche er erlitten, anfangs nicht entschließen können, der Einladung des Finanzraths Folge zu leisten. Als er aber seinem Unmuth zwischen seinen vier Wänden genug gethan und sich allerhand Rachepläne gegen seinen Widersacher ausgedacht hatte, fühlte er doch das Bedürfniß, sich seines Aergers auch gegen Gleichgestimmte zu entladen, und da er nirgends auf mehr Sympathie als im Hause des Finanzraths rechnen durfte, auch annehmen mußte, daß sich die übrigen

Gäste bereits entfernt hätten, so machte er sich dahin auf den Weg.

Seinen Gegner dort zu finden, konnte ihm nicht einfallen. Es war daher natürlich, daß er, als er beim Eintritt in den Salon mit diesem fast zusammenrannte, hierüber noch mehr verblüfft war, als Paul. Beide maßen sich von oben bis unten mit höchst befremdeten Blicken, und bei Karpinski gesellte sich dazu in unverholener Weise noch der Ausdruck der Feindseligkeit und des Hochmuths.

Dem Finanzrath entging dies nicht, und da ihm von heute ab ein öfteres Zusammentreffen Beider in seinem Hause bevorstand, so glaubte er von vorn herein dem feindlichen Verhältniß zwischen ihnen ein Ende machen zu müssen. Er beeilte sich daher, in scherzhafter Weise die Rolle des Mittlers zu ergreifen.

„Sehen Sie nur," rief er der Gesellschaft zu, „stehen sich nicht Beide einander gegenüber, als wollten sie sich sogleich wieder in die Haare? — Aber, meine Herren," fuhr er dann, sich zu ihnen wendend, fort, „bedenken Sie, hier bin ich empereur — und l'empire c'est la paix!"

„Meinetwegen sei'n Sie unbesorgt, Herr Finanzrath," erwiderte der Graf mit kalter Höflichkeit. „Ich beabsichtige nichts weniger als hier den Frieden zu stören; ich war nur erstaunt . . .

„Hier Ihre Freunde mit Ihrem Feinde in Frie-

den zu finden?" fiel ihm der Finanzrath ins Wort. „Allerdings eine etwas ungewöhnliche Constellation! Aber Sie müssen wissen, daß mir der Vater dieses Herrn ein sehr lieber Jugendfreund gewesen ist und daß auch er selbst den Wunsch hegt, den Krieg mit uns und Ihnen in ein entente cordiale verwandelt zu sehen."

„Ich führe überhaupt nur gegen Principien, nicht gegen Personen Krieg!" fügte Paul den Worten des Finanzrath erläuternd hinzu. „Wenn also der Herr Graf ebenso denkt, wird der Frieden des Reichs in diesem Reich des Friedens keine Störung durch uns zu befürchten haben."

Karpinski antwortete hierauf nur mit einer stummen Verbeugung und einem Gesichtsausdruck, in dem sich von einer Annäherung zum herzlichen Einverständniß noch keine Spur bemerken ließ. Paul fühlte in sich zur Herstellung eines solchen auch keinen allzugroßen Drang. Er erwiderte daher die Verbeugung in gleich gemessener Weise, empfahl sich noch einmal der Gesellschaft und verließ sodann den Saal.

II.

Die zufriedene Stimmung, in welcher Paul noch vor wenig Augenblicken aus dem Schrodt'schen Hause geschieden sein würde, war durch die letzte Begegnung bedeutend getrübt. Wenn er geäußert hatte, er führe nur gegen Principien, nicht gegen Personen Krieg, so war dies allerdings bei ihm keine bloße Redensart gewesen. Im Allgemeinen dachte und handelte er wirklich diesem Grundsatze gemäß. Aber beim Grafen Karpinski war ihm doch nicht bloß die Sache, welche derselbe vertrat, sondern auch die Persönlichkeit ein Gegenstand des Widerwillens gewesen. Er glaubte von diesem annehmen zu müssen, daß er sich bei dem Eifer, mit welchem er den reactionären Tendenzen des gegenwärtigen Ministeriums diente, nicht durch seine innerste Ueberzeugung, sondern durch ehrgeizige und eigennützige Absichten leiten lasse, er hatte im jüngsten Processe die unzweideutigsten Beweise dafür erhalten, daß derselbe, um einer ungerechten Sache den Sieg

zu verschaffen, die verwerflichsten Kniffe und Sophismen nicht scheue, er vermochte ihn daher nicht zu achten und hielt eine freundliche Beziehung zwischen ihnen geradezu für unmöglich.

Sein Zusammentreffen mit ihm im Hause des Finanzraths und die dabei gewonnene Erkenntniß, daß sein Gegner zu dieser Familie in einem besonders nahen Verhältniß stehen müsse, konnte daher nur einen sehr entmuthigenden Eindruck auf ihn machen. Er mußte nun darauf gefaßt sein, mit diesem ihm widerwärtigen Menschen öfter zusammenzutreffen, und er verhehlte sich nicht, daß dies für ihn eine Zugabe sein werde, die ihm die süßeste Freude vergällen könne. Aber schlimmer noch war, daß ihm zuletzt auch die Familie selbst in weit ungünstigerem Lichte erschien, als noch vor wenigen Minuten. Ein unbedingtes Vertrauen freilich hatte er zu ihr überhaupt noch nicht fassen können. Er sah sehr wohl die ungeheure Kluft, die ihre Weltanschauung von der seinigen trennte, und verkannte nicht, daß man sich nur in der Voraussetzung mit ihm einzulassen Lust habe, daß er zu ihrer Fahne übergehen werde — eine Hoffnung, die er seinerseits niemals zu erfüllen im Stande war. Gleichwohl war der Eindruck, den die Eltern Theresens auf ihn gemacht hatten, im Ganzen mehr ein wohlthuender, als verletzender gewesen. Der Alte hatte ihn sogleich sehr herzlich empfangen und von vornherein statt des Tons

der Förmlichkeit den einer zwanglosen Gemüthlichkeit eingeführt — allerdings ein wenig mit der Miene des Protectors, aber doch nicht mehr, als es einem älteren und gemachten Manne jüngeren und strebenden Personen gegenüber natürlich ist. Auch Theresens Mutter, obschon etwas förmlicher und aristokratisch zurückhaltender, als ihr Mann, hatte sich ihm entschieden freundlich bewiesen und trotz ihrer sehr abweichenden Geschmacksrichtung doch ein lebhaftes Interesse für geistige Fragen an den Tag gelegt. Auch mit ihr also glaubte er in ein für beide Theile zufriedenstellendes Wechselverhältniß treten zu können.

Das war jetzt plötzlich anders geworden. Von einer Familie, die mit einem Menschen, wie Karpinski war, auf vertrautem Fuße stand, vermochte er von vornherein nicht viel zu halten, und eine nähere Befreundung mit derselben schien ihm seinerseits unmöglich. Daß sie nicht geneigt sein werde, ihm, dem ihr kaum bekannt gewordenen jungen Menschen, den älteren Freund und Gesinnungsgenossen zu opfern, verstand sich von selbst, und der Graf schien so wenig, wie er selbst, Lust zu haben, hier das Terrain mit ihm zu theilen. Eine Hoffnung auf Fortsetzung des eben angeknüpften Freundschaftsverhältnisses war also für ihn nicht vorhanden, und damit war ihm auch die Aussicht auf einen näheren Verkehr mit Therese abgeschnitten.

Dieser Gedanke fiel auf seine Seele mit zermal-

mendem Bleigewicht. Sollte er sie nur gefunden und sich von einer Seelenverwandtschaft zwischen ihm und ihr fester überzeugt haben, um sie sofort wieder zu verlieren? — Es kam ihm das wie ein Wahnsinn vor, und die Vorstellung, wirklich auf einen ferneren Umgang mit ihr verzichten zu müssen, war ihm unerträglich. Bisher war ihm das Gefühl, das ihm Tag und Nacht ihr Bild vor die Seele gezaubert und zu Kreuzzügen nach dessen Urbilde hinausgetrieben hatte, doch nur wie eine romantische Herzenswallung, wie der Nachhall eines süßen Accords, der mit der Zeit wieder verklingen werde, erschienen. Jetzt aber, wo er dasselbe wirklich in sich ersticken, in Nichts zerfließen lassen sollte, da empfand er, daß es bereits zu einem wesentlichen Element seines Lebens geworden war, nach dessen Austilgung das Leben selbst nur noch die Bedeutung eines traurigen Schattendaseins behalten würde.

Er fragte sich, ob er sich so an seiner Existenz versündigen dürfe, ob es nicht vielmehr seine Pflicht sei, eine Empfindung, an die nicht nur sein inneres Glück, sondern auch die Entfaltung seiner Kräfte, der Impuls zu freudigem Schaffen und Wirken geknüpft war, über Alles zu nähren und zu pflegen, und nichts hoch genug zu halten, um es nicht ihr zum Opfer zu bringen. — Sagte er sich dann aber wieder, daß es der innerste Kern seiner Ueberzeugung, der Inbegriff des ihm als Wahrheit und Recht Geltenden sei, was

er hier opfern müsse, so erkannte er, daß ihm dieses Opfer ebenso unmöglich war, wie die Unterdrückung seiner Empfindung; er fühlte, daß er auch mit ihm eine Grundbedingung seiner Existenz zerstören würde.

Was sollte er unter solchen Umständen thun? — Der Tag hatte so herrlich begonnen. Es war ihm gelungen, einen als Mensch und Dichter gleich geachteten Mann gegen eine falsche Anklage zu vertheidigen und damit über das Princip der Unterdrückung einen erfolgreichen Sieg zu erringen. Er war dafür von allen Seiten mit Beweisen der wärmsten Anerkennung und Theilnahme überschüttet worden, er durfte sich dem beseligenden Gefühl hingeben, sich nicht ohne inneren Beruf einer für Recht und Wahrheit kämpfenden Thätigkeit gewidmet zu haben. Dann hatte ihn auch noch sein glücklicher Genius den Weg in das Haus seiner unbekannten Geliebten finden lassen, er hatte aus ihren Blicken und Worten schließen dürfen, daß sie ihm mindestens nicht abhold sei, es hatte sich ihm die Aussicht auf einen geistigen und gemüthlichen Wechselverkehr eröffnet, kurz, er hatte heute erreicht, was er auch mit den kühnsten Flügen seiner Phantasie nicht zu hoffen gewagt hatte. Und nun war er durch denselben Menschen, über den er vor wenigen Stunden so glänzend triumphirt hatte, plötzlich wieder von der Höhe seines Glücks herabgestürzt worden. Wie ein unheimlicher Schatten hatte er sich zwischen ihn und

das Ziel seiner Herzenswünsche gedrängt, ihm das Ringen nach diesem Ziele unmöglich und damit auch die Freude an seinen übrigen Errungenschaften zunichte gemacht.

Solche und ähnliche Empfindungen waren es, unter denen Paul das Haus des Finanzraths verließ und durch die bereits dunklen Straßen in seine Wohnung zurückkehrte. Mit dem Wetter war inzwischen eine ähnliche Wandlung, wie mit seinen heutigen Erfahrungen, vor sich gegangen. Es war ein warmer, sonniger, krystallklarer Herbsttag gewesen. Jetzt hatte sich ein kalter, feuchter, dicker Nebel niedergesenkt, der selbst die Gasflammen der nächsten Straßenlaternen nur wie matte Lichtpunkte inmitten röthlicher Dunstkreise erscheinen ließ und jedem Begegnenden das Aussehen eines gespenstisch vorüberhuschenden Unholdes gab. Selbst der unverwüstlichste Sanguiniker konnte in solcher Atmosphäre zum Melancholikus werden, und es war daher natürlich, daß sie nicht dazu beitrug, die düstern Gedanken unsers Freundes zu erheitern.

Er langte daher noch höchst gedrückt und unmuthsvoll in seiner Wohnung an und würde wahrscheinlich auch hier noch längere Zeit gebraucht haben, sich zu einer hoffnungsvolleren Anschauung seiner Lage aufzuraffen, wenn ihm nicht seine Wirthin, eine dicke, behäbige Schweinemetzgerswittwe, mit einem silbernen Armleuchter in der einen und einem silbernem Punschlöffel

in der anderen Hand von der obersten Stufe der Stiege aus entgegen geleuchtet und mit halb erfreutem, halb zürnendem Gesichtsausdruck zugerufen hätte: „Endlich, Herr Doctor! Endlich! Aber um Alles in der Welt, Sie Tausendsappermenter, wo sind Sie denn so lange gewesen? Sie konnten sich doch denken, daß Sie heute ein gesuchter Mann sein würden, und mußten hübsch zu Hause bleiben, um all die Gratulationen und Dankadressen, die pflichtschuldigermaßen eintreffen mußten, nach Gebühr in Empfang zu nehmen. Nun haben Sie Alles verpaßt, und ich habe statt Ihrer die Honneurs machen und vor wenigstens fünf Deputationen lange, wohlgesetzte Reden halten müssen!"

Frau Mätzner sprach diese Worte mit so geläufiger Zunge und zeigte sich dabei, mit höchst ausdrucksvollen Geberden den Punschlöffel schwingend, in so achtunggebietender Position, daß man sich daraus von der Art und Weise, wie sie ihren „Zimmerherrn" repräsentirt hatte, einen sehr lebhaften Begriff machen konnte. So mißgestimmt Paul auch war, konnte er sich doch dem erheiternden Eindrucke, den die in brillanter Selbstbeleuchtung dastehende, im stattlichsten Festputz prangende, von Selbstgefühl und Wohlwollen glänzende Frau auf Jeden machen mußte, nicht ganz entziehen. Als er daher oben angelangt war, reichte er ihr, nicht ohne ein aufrichtiges Lächeln, die Hand und sagte: „Nun, Frau Mätzner, ich weiß Ihnen, was Sie in

meiner Abwesenheit für mich gethan haben, von Herzen Dank. Jedenfalls bin ich durch Sie so ausgezeichnet vertreten gewesen, daß man mich gar nicht vermißt hat. Ich würde mich dabei nicht mit halb so viel Gewandtheit und Würde, wie Sie, benommen haben!"

„Sie kleiner Spötter Sie!" rief sie, indem sie ihm mit dem Punschlöffel strafend auf die Lippen klopfte und ihm dann in sein Zimmer leuchtete. „Wie könnte sich wohl eine schlichte Bürgersfrau mit solchem studirten Herrn, dem ersten Advocaten der ganzen Residenz, vergleichen! — Aber so viel ist richtig, mit einem guten natürlichen Mundwerk hat mich der liebe Gott ausgestattet, und wenn die Uebung den Meister macht, an der hat's mir auch nicht gefehlt. Schon als mein Seliger noch lebte! O wenn man so von früh bis spät auf dem Fleischmarkt oder im Wurstladen sitzt — Sie glauben gar nicht, Herr Doctor, wie man da den Mund auf dem rechten Flecke haben muß, wenn man Jeden persuadiren will, daß er das beste Stück bekommen hat. Aber doch war das gar nichts gegen die Reden, die ich nachher als Wittfrau habe halten müssen."

„Um die unwillkommenen Freier auf gute Manier loszuwerden?" fragte Paul.

„O mit denen hab' ich kurzen Proceß gemacht! An die hab' ich keine langen Reden verschwendet! Nein, Sie müssen wissen, Herr Doctor, daß ich heute

nicht zum ersten Mal solche Deputationen in Empfang genommen habe. O wenn diese Wände hier sprechen könnten, die könnten Ihnen was erzählen! — Mit so gewöhnlichen Zimmerherren hab' ich mich niemals befaßt. Warum nehm' ich mir denn welche? Etwa, um was dran zu verdienen? Nein, das hab' ich Gott sei Dank nicht nöthig. Um eine Unterhaltung von ihnen zu haben, nehm' ich sie, und um mir was auf sie einbilden zu können, daß ich, wenn von dem oder dem berühmten Mann die Rede ist, sagen kann: Der hat ja bei mir gewohnt! Den kenn' ich inwendig und auswendig! Wie manchmal bin ich mit Dem lustig gewesen, oder auch traurig, wie's gerade kam! Denn dessen darf ich mich ohne Ruhmredigkeit rühmen, ich habe immer Leid und Freud' redlich mit Allen getheilt, die bei mir gewohnt haben!"

„Ja, das kann ich selbst bezeugen!" rief Paul dazwischen und wollte ihr dafür seinen Dank ausdrücken. Aber sie nahm darauf keine Rücksicht und fuhr in ihrem Redestrome fort: „O, es ist oft bunt genug bei mir hergegangen! Jetzt? Ach du lieber Gott, das ist ein langweiliges, einförmiges Leben! So etwas, wie heute, ist schon seit Jahr und Tag nicht mehr vorgekommen. Aber Anno Achtundvierzig, da hätten Sie hier sein sollen; da ging's anders her! Da ging fast kein Tag vorüber, wo es nicht bei mir Deputationen, Ständchen oder gar Fackelzüge gegeben hätte: denn ich nahm kei-

nen bei mir ein, von dem ich nicht wußte, daß er einer von den Matadoren war, gleichviel ob in den Kammern oder in den Clubs, natürlich von den Linken; denn als ehrliche Bürgersfrau hab' ich's immer mit den Demokraten, und als die nicht mehr mucksen durften, wenigstens mit den Liberalen gehalten. O da hab' ich gar oft für meine Herren das Wort geführt. Sogar zum Fenster hinaus hab' ich einige Mal sprechen müssen! Es war nur Schade, daß kein Balcon am Hause war, ich würde mich sonst famos ausgenommen haben!"

„Hat's aber nicht manchmal auch böse Auftritte gegeben, Frau Mätzner?" fragte Paul, dem der Redestrom der gutmüthigen Frau insofern nicht unangenehm war, als er für den Augenblick die Strömung seiner trüben Gedanken in sich verschluckte und auf sein deprimirtes Gemüth fast den Eindruck eines erfrischenden Sturzbades machte.

„O freilich, freilich!" erwiderte die Gefragte. „Wir haben uns auch unangenehme Demonstrationen und Katzenmusiken gefallen lassen müssen, und einmal haben uns die Miethlinge der Camarilla sogar die Fenster eingeworfen. Aber ich habe auch dabei niemals die Courage verloren. Was mach' ich mir aus einem Paar Scheiben, dacht' ich; der Glaser will auch leben! Und von einer Katzenmusik mag ein nervenkrankes Fräulein Krämpfe bekommen, aber eine Frau, wie ich bin, stirbt davon nicht!"

Paul konnte nicht umhin, zu lachen, und hierdurch ermuthigt, fuhr die Redselige fort: „O einmal lief eine solche Katzenmusik sogar sehr heiter ab. Ich hatte schon vorher davon Wind bekommen. Was that ich also? Ich lud mir eine hübsche Anzahl tüchtiger Metzgergesellen von alter Bekanntschaft ein, so viel, daß ich jedes Fenster doppelt und dreifach besetzen konnte, und jeder von ihnen mußte ein Schwein oder einige Ferkel mitbringen. Als nun die Schaar, die uns das (Nocturno) zugedacht hatte, angekommen und eben im besten Zischen und Miauen war, da ließ ich auf einmal alle Fenster aufreißen und durch die Gesellen mit meinem vierbeinigen Sängercorps besetzen; und dieses ließ denn auch unter Begleitung von kolossalen-Gießkannen, Kindertrompeten, Nachtwächterhörnern u. dgl. einen solchen Chorus von Schreien, Grunzen und Quiken erschallen, daß sich dagegen die Musik draußen wirklich nur wie eine zärtliche Serenade ausnahm. Darüber brach denn das souveräne Volk, das bei solchen Affairen nie fehlte, in ein wahres Höllengelächter aus — und Sie wissen, wenn man erst die Lacher auf seiner Seite hat, hat man schon gewonnen Spiel! Aber damit war der Spaß noch nicht zu Ende. Was geschah? Mitten im größten Spektakel reißt sich eins von den größten und unbändigsten Schweinen aus den Händen seines hinter ihm stehenden Metzgerknechtes los, springt in seiner Verzweiflung auf die Straße

hinab, geräth unten gerade dem Rädelsführer der Katzenmusik, einem reactionären Krautjunker, zwischen die Beine und rennt mit ihm, der sich in Todesangst an seinem Schwanze festhält, unter dem Gekreisch der zur Seite stiebenden Volksmenge und dem Hallo der hinterherstürzenden Straßenbuben wie toll und rasend davon. Ein größerer Heidenscandal ist mir in meinem ganzen Leben nicht wieder vorgekommen!"

„Ja," sagte Paul, „das war doch damals eine recht wilde Zeit, Frau Mätzner, und Sie werden froh sein, daß nun wieder Ruhe und Ordnung zurückgekehrt ist."

„Nun ja," antwortete sie, „auf die Dauer konnte es so nicht bleiben! Aber lustig war's; und solche Grabesstille, wie wir sie nun schon seit Jahren haben, wäre gerade auch nicht nöthig. Doch über all meinem Geschwätz vergess' ich ganz, Ihnen zu erzählen, daß auch Sie heut Abend fast einen Fackelzug bekommen hätten. Die Advocaten und die Literaten haben sich nämlich vereinigt, Ihnen heut Abend im deutschen Hofe ein großes Zweckessen zu geben, und dazu wollte man Sie mit Fackeln abholen. Die Polizei aber, die jetzt um Alles befragt werden muß, hat dazu nicht ihre Einwilligung gegeben!"

„Gottlob!" rief Paul. „Die Polizei hat mir dadurch einen großen Dienst geleistet. Ich bin heute

gar nicht in der Stimmung, ein Zweckessen mitzumachen."

„Nicht in der Stimmung? Nach solchem Triumphe, wie Sie ihn heute gefeiert haben?" fragte Frau Mätzner im Tone der höchsten Verwunderung. „O Sie scherzen wohl, liebes Doctorchen!"

„Nein, nein, es ist mein Ernst! Ich fühle mich heut zu dergleichen wirklich nicht aufgelegt!" versicherte Paul in gedrücktem Tone.

„Ja mein Gott, was fehlt Ihnen denn?" rief sie hierauf besorgt und leuchtete ihm zugleich mit ihrem Armleuchter in das Gesicht. „Es ist wahr, Sie sehen blaß und verstört aus! Sie sind nicht wohl! Soll ich Ihnen von meinen Danziger Tropfen holen?"

„Nein, lassen Sie! Mir fehlt nichts! Es muß in der Luft liegen. Der Nebel muß mir auf die Seele gefallen sein."

„Der Nebel? O das machen Sie mir nicht weiß! Es muß Ihnen etwas arrivirt, irgend etwas Fatales begegnet sein!"

Paul wollte das anfangs nicht eingestehen. Sie aber ließ sich so leicht nicht abfertigen, und als sie immer mehr in ihn drang, gestand er ihr, daß er sich ein wenig geärgert habe. „Es ist eigentlich eine Kinderei, eine Albernheit von mir," sagte er. „Ich hatte beim Finanzrath Schrodt eine Visite zu machen; da traf ich zufällig mit meinem Gegner, dem Grafen

Karpinski, zusammen, und diese Begegnung hat mir die gute Laune verdorben!"

„Nun, das kann ich mir erklären! Sie und der Herr Oberstaatsanwalt mögen heute schlecht zu einander gepaßt haben! Aber — was hatten Sie denn auch heute beim Finanzrath zu suchen? Sie konnten sich doch denken, daß Sie dort mit dem Herrn Grafen zusammentreffen würden!"

„So ist er wohl viel in dem Hause?" fragte Paul.

„Ja, wie sollte er nicht! Er hat ja schon seit Jahr und Tag mit dem Finanzrath auf sehr vertrautem Fuße gestanden, und nun ist er ja auch der designirte Schwiegersohn desselben!"

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Mittheilung auf unsern jungen Freund machte. Zwar war ihm der Gedanke, daß vielleicht Karpinski zum Schrodt'schen Hause in diesem Verhältniß stehe, schon vorher durch den Sinn gefahren, und dieser Argwohn hatte wohl, ihm selbst unbewußt, von vornherein den innersten Kern seines Unmuths gebildet. Jetzt aber fuhr ihm das Wort, das ihm darüber Gewißheit gab, trotzdem wie ein plötzlicher Donnerschlag durch die Seele, so daß er im ersten Augenblick nicht fähig war, ein Wort darauf zu erwidern. Je schweigsamer aber sein Mund war, um so verrätherischer war seine Gesichtsfarbe. Er ward noch bleicher als er ohnehin schon war, und Frau Mätzner, der die Wirkung ihrer

Worte nicht entging, wußte nun, was seine Verstimmung zu bedeuten hatte. Sie hätte ihm gern etwas zum Troste gesagt; aber da er im nächsten Augenblicke selbst laut auflachte und mit erzwungener Gleichgültigkeit rief: „Ja, wenn ich das gewußt hätte, würd' ich freilich nicht hingegangen sein!", merkte sie, daß er von der Sache nicht weiter gesprochen haben wollte, und war um so geneigter, ihm hierin zu Willen zu sein, als sie es selbst für das Beste hielt, wenn er sich den Grund seiner Verstimmung je eher je lieber aus dem Sinne schlüge.

„Recht so!" rief sie. „Lachen Sie dazu! In das Schrodt'sche Haus passen Sie ohnehin nicht hinein! Lassen Sie diese hochnäsigen Menschen mit ihrem Herrn Schwiegersohn laufen, und halten Sie sich zu denen, die's gut mit Ihnen meinen! Kommen Sie! Bis acht Uhr, wo man Sie in den deutschen Hof holen wird, ist's noch ein Stündchen Zeit. Bis dahin müssen Sie erst bei mir ein Gläschen Punsch trinken. Denn ich hab' es immer so gehalten, daß ich die Feste zu Ehren meiner Zimmerherren in Gesellschaft von einigen guten Freunden mitfeiere, und Sie dürfen dabei nicht fehlen!"

„Das ist recht lieb von Ihnen," erwiderte Paul. „Aber was sagen Sie da vom deutschen Hof? Ich denke, die Polizei hat das Festessen verboten?"

„Den Fackelzug!" berichtigte die Wirthin. „Aber

dem Festessen entgehen Sie nicht! Punkt acht Uhr wird die Deputation hier sein!"

„O das ist mir im höchsten Grade unangenehm! Ich werd' es ablehnen müssen!" erklärte Paul. Sie aber schnitt ihm mit einem kurzen „Warum nicht gar!" alle weiteren Einreden ab und überzeugte ihn, daß das schlechterdings unmöglich sei.

„Und welchen Grund" — rief er, als Frau Mätzner zur Bereitung der Bowle in die Küche zurückgekehrt war, mit Bitterkeit zu sich selbst — „welchen Grund hätt' ich auch, über die Geschichte noch länger zu brüten und zu grübeln? — Ich weiß nun, woran ich bin und was ich zu hoffen habe! Ein Wahnsinn war's, nur einen Augenblick daran zu denken, daß sich diese Anbeter der Materie mit einem armen Schlucker von Idealisten einlassen könnten. Ich muß Gott danken, daß ich von diesem Wahnsinn geheilt bin, eh' er sich zu tief eingenistet! Nun gilt es, auch des Unmuths wieder Herr zu werden! — Vergessen! Vergessen! Vergessen! — Es wird mir hart ankommen, aber es muß sein! Und — ich hoffe, ich bin ein Mann!"

In diesem Augenblick öffnete Frau Mätzner die Thür, machte einen feierlichen Knix und rief: „Herr Doctor, der Punsch steht auf dem Tisch! Darf ich bitten?"

Er reichte ihr mit scherzhafter Courtoisie den Arm, und sie, mit humoristischer Grandezza ihn annehmend,

sagte: „So ist's recht, Herr Doctor! Ueben Sie Ihre Ritterpflicht an denen, die sich Ihrer Triumphe freuen! Bin ich auch keine Frau von Schrodt, so bin ich doch eine Frau von Schrot und Korn!“

Sie waren bei diesen Worten vor Frau Mätzner's Besuchzimmer angelangt, sie traten ein und Paul fand dort bereits einige andere Gäste vor, die ihn als den Helden des Tages mit einem herzlichen Hoch und gemüthlicher Anrede empfingen. Wir wissen ihn hier in guter Gesellschaft und dürfen uns daher einige Zeit von ihm trennen.

III.

Als Paul das Schrodt'sche Haus in Mißstimmung verlassen hatte, befand sich auch die zurückgebliebene Gesellschaft in keiner sehr behaglichen Lage. Jeder fühlte das Bedürfniß, einerseits irgend eine Bemerkung über den Weggegangenen zu machen, andererseits dem Grafen sein Bedauern über die heut erlittene Niederlage auszudrücken. Beides aber konnte nach dem eben vorangegangenen Auftritt nicht mehr in unbefangener und zwangloser Weise geschehen.

Die ohnehin schon zum Aufbruch gerüsteten Gäste ließen es daher bei einigen nichtssagenden Redensarten bewenden und verabschiedeten sich dann gleichfalls. Bis dahin hatte Karpinski den in ihm kochenden Ingrimm noch so ziemlich gedämpft, wenigstens ihn nur durch zornsprühende Blicke und mühsam zusammengekniffene Lippen verrathen. Jetzt aber ließ er denselben zum vollen Ausbruch kommen und zwar in so rückhaltloser Weise, daß man daraus auf ein sehr intimes

Verhältniß zwischen ihm und der Schrodt'schen Familie schließen mußte. Die Finanzräthin schien zu fürchten, daß es eine unangenehme Scene geben würde und hielt es daher für angemessen, sich mit Therese ebenfalls zurückzuziehen. Dieser war damit augenscheinlich gedient: denn wer sie beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß sie sogleich beim Eintreten Karpinski's in eine eigenthümliche Aengstlichkeit und Unruhe verfiel, in der sich gerade keine Freude an einem Zusammentreffen mit ihm zu erkennen gab.

Auch dem Finanzrath war es lieb, jetzt mit Karpinski allein zu sein, denn er hatte nun nicht mehr nöthig, die Sache in scherzhaftem Tone zu behandeln und dadurch den Aufgebrachten immer mehr zu reizen, sondern war im Stande, ihm offen die eigentlichen Beweggründe seines freundlichen Benehmens gegen Paul auseinanderzusetzen.

„Wenn Sie Ruhe genug hätten, mich gelassen anzuhören" — sagte er, als Karpinski die Anknüpfung eines befreundeten Verhältnisses mit seinem ärgsten Feinde geradezu für einen Verrath, für einen Abfall von der gemeinschaftlichen Sache erklärte — „würden Sie sehr bald von Ihrem sinnlosen Argwohn zurückkommen. Gerade im Interesse unserer gemeinschaftlichen Sache hab' ich mich zu meiner Handlungsweise bestimmen lassen. Sie sind von der Schlappe, die Ihnen der junge Mann heute beigebracht hat, noch

viel zu sehr in Aufregung, als daß Sie sich in Betreff dessen, was jetzt geschehen muß, auf dem Standpunkt einer unbefangenen Erwägung befänden. Aus persönlicher Gereiztheit, aus Lust, sich an ihm zu rächen, verlieren Sie unsere höheren Zwecke und Interessen aus den Augen. Ich dagegen bin in der Lage, die Sache mit völlig ruhigem Blick zu betrachten, und je mehr ich das thue, um so fester überzeuge ich mich, daß wir mit beiden Händen jede Gelegenheit ergreifen müssen, einen so gefährlichen Gegner, wie dieser junge Mann ist, für unsere Partei zu gewinnen."

„Pah!" warf der Oberstaatsanwalt mit der Miene der Verachtung ein; „mit Dem wird man auf andere Weise fertig werden können!"

„Allerdings!" erwiderte der Finanzrath. „Das Ministerium kann ihn maßregeln, kann ihn sich durch irgend eine seiner schon öfter angewandten Manipulationen vom Halse schaffen. Ich habe mich vorhin gegen Busse selbst so, wie Sie, ausgesprochen; aber es war nicht meine wahre Herzensmeinung. Fragen Sie sich selbst, ob es politisch sein würde, wenn man ihm gegenüber zu solchem Mittel greifen wollte. Alle, mit denen man bisher so verfahren ist, hatten sich doch irgendwie politisch compromittirt. Er aber steht völlig rein und makellos da, hat sich in politische Angelegenheiten bis jetzt gar nicht gemischt, hat auch heute nur gethan, was er als Defensor mußte. An eine Maß-

regelung des untadelhaften, der allgemeinsten Sympathie sich erfreuenden jungen Rechtsgelehrten wird also das Ministerium nicht denken dürfen. Behält es ihn aber hier, so hat es zu gewärtigen, daß es von jetzt ab in allen derartigen Processen Niederlage auf Niederlage erlebt, ja bald genug wird es ihn sich auch im Hause der Abgeordneten gegenüber sitzen sehen, und dann wird sich zeigen, ob es einer Opposition, wie er sie begründen wird, zu widerstehen vermag. Unter solchen Umständen scheint mir die einzige Hülfe in dem Mittel zu liegen, von dem man schon öfter Gebrauch gemacht hat. Man muß sich einen Mann, der als Feind so gefährlich ist, zum Freunde zu machen suchen."

„Die Nothwendigkeit, nach diesem Mittel zu greifen, seh' ich noch nicht ein," versetzte Karpinski. „Es wäre doch erst abzuwarten, ob er in allen Processen ebenso glücklich ist, wie im heutigen, und wie lange der Enthusiasmus für ihn dauern wird. Wir kennen ja das Strohfeuer der Volksbegeisterung. Aber gesetzt, es wäre so, wie Sie sagen — wird er im Dünkel über seinen heutigen Erfolg sich gewinnen lassen?"

„Sie haben Recht," räumte Schrodt ein. „Wenn man es auf die gewöhnliche, plumpe Weise anfängt, wird man bei ihm nichts ausrichten. Mit Versprechungen von Geld, guten Stellen und dergleichen ist solchem Idealisten nicht ohne Weiteres beizukommen. Aber jeder Mensch hat seine Achillesferse. Auch un-

serem unvergleichlichen Tugendheros wird sie nicht fehlen, und — wenn mich nicht Alles täuscht — hab' ich sie schon entdeckt!"

„Nun, da bin ich neugierig!" sagte Karpinski.

„Warum ist er überhaupt zu mir gekommen? — Wenn ihn bloß die Rücksicht geleitet hätte, dem Freunde seines Vaters eine Visite zu machen, würde er nicht so lange damit gewartet haben. Es muß also ein anderer Grund dahinter stecken! Aber welcher? Ich glaube ihn errathen zu haben. Therese ist der Magnet gewesen!"

„Therese?" rief Karpinski, und die Röthe des Zorns stieg ihm wieder ins Gesicht.

„Ja, Therese!" bestätigte der Finanzrath, ohne des Grafen Aufwallung zu beachten.

„So?" sagte Karpinski mit eigenthümlicher Dehnung des Vocals. „Und Sie? — O, ich verstehe! Sie müssen das benutzen! Therese muß der Preis sein, um den man ihn erkauft, und ich — muß die Zeche bezahlen!"

Er sprang auf und griff nach seinem Hute.

„Karpinski, sind Sie toll, oder was soll ich sonst von Ihnen denken?" versetzte der Alte, indem er dem Erzürnten den Hut entwand und ihn wieder in den Sessel niederdrückte. „Wo ist die kalte Ruhe, die Sie sonst niemals verlieren? Sie sprechen ja heute gerade wie Einer, der nicht weiß, wie man Sprenkel aufstellt!

Muß denn ein Vogel die Beeren, mit denen man ihn fängt, wirklich zum Futter bekommen? — Sie wissen, was wir unter einander ausgemacht haben, und dabei bleibt es! Wie können Sie glauben, daß ich diesen unreifen, knabenhaften Schwärmer einem Manne, wie Sie sind, vorziehen würde!"

„Nun, noch eben schienen Sie von dem knabenhaften Schwärmer eine gewaltige Meinung zu hegen!"

„Von seinen Geistesgaben, seinen Fähigkeiten, ja; aber nicht von seinen Principien, und noch weniger von seiner Lebensklugheit! Und Sie wissen, ich halte mich an das Solide. Aber leugnen will ich nicht, daß ich mir Großes von ihm verspreche, wenn es uns gelingt, ihn bei uns in die Schule zu nehmen. Und diesen Dienst möcht' ich ihm, nicht bloß um unserer Sache willen, sondern auch seiner selbst wegen, gern leisten. Ich bin's ihm gewissermaßen schuldig. Sein Vater war in unseren Jugendjahren mein sehr specieller Freund und er hat mir einst einen sehr großen Dienst erwiesen. Ich hätt' ihm dafür dankbar sein sollen und hatt' auch den besten Willen dazu. Aber ich wollt' ihm in einer Weise nützlich werden, auf die er mit seinen etwas philiströsen Ansichten nicht einging. Ich hoffte, die Noth sollte ihn zahm und zur Annahme meiner Vorschläge geneigt machen. Aber vergeblich. Er blieb lieber in den beschränktesten Verhältnissen, als zu Kreuze zu kriechen. Darüber ist er hingestorben, und meine

Schuld an ihn liegt mir noch auf der Seele. Will ich sie abtragen, kann ich's nur an seinen Sohn!"

„Und dies glauben Sie dadurch erreichen zu können, daß Sie ihn durch Eröffnung von Aussichten und Hoffnungen an Sich locken, die Sie hinterher nicht erfüllen? — Eine eigenthümliche Schuldentilgung!"

„Nein ich mein' es wirklich ehrlich mit ihm! Will aufrichtig sein Gutes!"

„So wollen Sie also doch dem Vogel die Beeren geben, mit denen Sie ihn fangen?"

„Sie machen heute sehr falsche Schlüsse! Muß man ihn denn gerade mit den Beeren füttern, die ihn in die Schlinge gelockt haben? Ich denke, wenn man ihm nur überhaupt eine behagliche Existenz verschafft, kann er zufrieden sein."

„Sie meinen also?" . . .

„Mein Plan ist etwa so! Wir gestatten ihm den Zutritt zu unseren Soireen und lassen ihn hier in so weit unbehindert mit Therese verkehren, daß sich daraus die Hoffnung entwickeln kann, als wäre eine Erfüllung seiner Wünsche nicht unmöglich. Die Einleitung dazu ist schon getroffen. Er hat sich erboten, ihr bei ihrer Lectüre mit einem kleinen ästhetischen Cursus zu Hülfe zu kommen, und sie soll ihn dafür im Tanzen unterrichten!"

„Sie meinen, das solle sich ihr designirter Bräutigam in aller Gemüthsruhe gefallen lassen?"

„Mein Gott, was haben Sie davon zu befürchten? Es wird ja Alles unter Ihren Augen geschehen! Sie können dabei stets die Rolle einer geheimen Polizei spielen! Freilich ein wenig im Hintergrunde werden Sie sich dabei halten müssen, damit er keinen Verdacht schöpft."

„Nun? Und was weiter?"

„Auf diese Weise erreichen wir ein Doppeltes. Einerseits wird im Verkehr mit ihr seine Neigung, die jetzt vielleicht nur ein schwaches Fünkchen ist, allmälig zur Flamme anwachsen; andererseits wird er sich dabei immer mehr in unsere Anschauungen und Gewohnheiten einleben. Wir müssen uns dabei hüten, seinen eigenen Ueberzeugungen allzu schroff entgegen zu treten. Wir können sie als Irrthümer behandeln, dürfen sie aber nicht absolut verdammen, vielmehr eine gewisse Duldung dagegen zeigen, und uns damit begnügen, ihn einstweilen in scheinbar unbedeutenden Dingen zu uns herüber zu ziehen. Darauf wird er eingehen. Er hat sich bereits verpflichtet, Whist spielen zu lernen. Hieran wird ihn zunächst nur die dazu nöthige Anspannung der geistigen Kräfte interessiren; bald aber wird ihm auch Gewinn und Verlust nicht gleichgültig sein, und er wird auf diese Weise immer mehr den Werth des Soliden zu schätzen wissen. Damit ist viel gewonnen. Er muß dann einsehen, daß sich mit seinen idealistischen Schwärmereien nichts erreichen läßt, daß man damit

keine Frau ernähren, keine Familie begründen, und am allerwenigsten einen Schatz, wie Therese, heben kann. Haben wir ihn aber erst so weit, dann wird er auch ein Anerbieten von Seiten des Ministeriums, durch das ihm eine Realisation seiner Herzenswünsche möglich gemacht wird, zu schätzen wissen; er wird es, wenn man nicht geradezu entehrende Bedingungen daran knüpft, annehmen, und wenn er es angenommen, wird er sich dafür zu Dank verpflichtet fühlen, eine Opposition nicht mehr für angemessen halten und in Kurzem ganz und gar der Unsrige sein!"

„Wenn er dann aber Therese verlangt und nicht erhält — wie dann?"

„Dann wird es für ihn zu spät sein, wieder umzukehren. Man muß dafür sorgen, daß er mit seinem Antrag nicht eher herausrückt, als bis er die vom Ministerium ihm zu bietende Stellung angenommen hat. Sobald er dies gethan, ist er bei Allen, auf die er sich jetzt zu stützen vermag, discreditirt; es kommt dabei zu Angriffen und Verdächtigungen, die auch ihn gegen seine früheren Freunde erbittern, das Zerwürfniß wird vollständig, kurz, er kann nicht anders, als auf dem einmal ergriffenen Wege weiter gehen!"

„Aber" — nahm Karpinski nach einer kurzen Pause, in welcher er zu den Berechnungen des Finanzraths wie zustimmend nickte, wieder das Wort — „Sie lassen dabei eine Eventualität gänzlich außer Acht!

Wie, wenn es ihm gelänge, wirklich Theresens Herz zu erobern, und diese dann auf einer Verbindung mit ihm bestände?"

„Dafür lassen Sie mich sorgen, lieber Freund!" versetzte der Alte, indem er dem erkorenen Eidam beruhigend auf die Schulter klopfte. „Therese ist meine Tochter und kennt mich zu gut, als daß sie nicht wissen sollte, wie ich darüber denke. Sie ist übrigens noch ein halbes Kind und an strikten Gehorsam gewöhnt!"

„Nun, ich hoff' auch," fügte Karpinski mit Selbstgefühl hinzu, „daß sie bei gereifterem Verstande einsehen wird, was sie in dem einen und dem anderen Fall zu erwarten hat!"

„Freilich!" stimmte der Finanzrath ein. „Man muß nur die phantastischen Ideen und die romantischen Schrullen, die sie aus der Pension heimgebracht, erst ein wenig verrauchen lassen!"

Bei Karpinski schienen jetzt alle Bedenken überwunden zu sein. „Ich leugne nicht", sagte er, „daß Sie mich von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit Ihrer Pläne immer mehr und mehr überzeugt haben. Ich habe dabei allerdings nur unsere Interessen im Auge. Ob Sie sich damit den Dank Ihres Schützlings verdienen werden, das in Erwägung zu ziehen, ist Ihre Sache!"

„Ei, ich denke, erwiederte der Alte, er wird, auch wenn er Theresen nicht bekommt, immerhin mit mir

zufrieden sein können. Er wird einsehen, daß er durch mich auf einen soliden, zuverlässigen Weg, in eine ehrenvolle und einträgliche Stellung gebracht ist. Auch werd' ich darauf denken, ihm die bittere Pille, die er zuletzt schlucken muß, dergestalt zu versilbern, daß er von ihrer Bitterkeit nicht viel merkt, um so mehr aber von ihrer heilsamen Wirkung zu kosten bekommt. Ich darf mir dann immer sagen, der Begründer seines Lebensglückes gewesen zu sein!"

Karpinski lächelte hierzu wie Einer, der an die wohlgemeinten Absichten des Andern nicht recht glaubt und es für eine bemitleidenswerthe Schwäche hält, wenn Jemand die rücksichtslose Verfolgung seiner eigenen Interessen mit menschenfreundlichen Motiven herausputzen zu müssen glaubt. Aber er setzte den Vorschlägen des Finanzraths keine Einwendungen mehr entgegen, sondern erklärte, seinerseits darauf eingehen und bei ihrer Ausführung mitwirken zu wollen. Es werde nicht ganz leicht sein, das Ministerium für diesen Plan zu gewinnen und den zweckmäßigsten Modus für die Verwirklichung desselben aufzufinden. Indeß wolle er sich die Sache überlegen und hoffe damit zum Ziele zu gelangen.

Nach dieser Verabredung schüttelten sich die beiden Freunde versöhnt die Hände und verabschiedeten sich von einander.

Dem Finanzrath war es mit seinen wohlwollenden

Absichten für Paul wirklich Ernst. Er fühlte in der That eine gewisse Verpflichtung, am Sohn gut zu machen, was er am Vater verschuldet, und wünschte von Herzen, ihm zu einer möglichst glänzenden Laufbahn verhelfen zu können. Freilich erlaubte er sich dabei ein Spiel mit ihm, wodurch er möglicherweise alles Gute, was er ihm zugedacht, um seinen Werth bringen konnte. Allein hierüber machte er sich keine Skrupel, denn er glaubte nun einmal, auf einem anderen Wege, als dem von ihm betretenen, lasse sich nicht zu einem wahren Lebensglück gelangen, und hielt es für ein Verdienst, einen in der Irre Wandelnden selbst gegen seinen Willen auf den rechten Weg zu bringen. Auch wegen der Wunden, die er Paul's Herzen schlagen konnte, war er unbesorgt. Die Liebe gehörte ihm eben auch zu den idealistischen Auswüchsen, an die man, wenn das Gedeihen der reellen Organe darunter litte, schonungslos das Messer legen müsse. Auch in diesem Betracht hatte er also mit seinem Schützling nur eine wohlgemeinte Kur vor.

Wesentlich anders verhielt es sich mit Karpinski. So wie er sich selbst überlassen war, faßte er sogleich die Vorschläge des Bankier's von seinen Gesichtspunkten aus in's Auge. „Darin", sprach er bei sich selbst, „hat der Alte Recht! Wir müssen ihn auf unsere Seite zu ziehen suchen und die Zauberflöte der Liebe muß uns dabei als Lockspeise dienen. Wenn aber der Alte

meint, ich würde mich dazu verstehen, ihm wirklich eine fette und einflußreiche Stelle zu verschaffen oder sonstwie die Rolle der Glücksgöttin für ihn zu spielen, so hält er mich denn doch für einen gutherzigeren Einfaltspinsel, als ich bin. Ihn, der mich so schändlich blamirt hat, soll ich emporheben? — Ja, daß ich ein Narr wäre! — Es könnte da leicht geschehen, daß er es mit mir ebenso machte, wie ich einst mit meinem Protector, und mir aus Dankbarkeit irgend eine in der Hundetürkei gelegene Sinecure verschaffte! — Nein, die Sache muß anders angegriffen werden. Man muß ihn mit bloßen Aussichten und Hoffnungen in die Falle locken, und es so zu machen wissen, daß er sich noch vor dem definitiven Abschluß der Verhandlungen theils durch den Verkehr mit uns, theils durch irgend eine Handlung oder Erklärung bei der Volkspartei compromittirt. Ist dies erreicht, dann zieht man allmälig andere Saiten gegen ihn auf, man reizt ihn wohl auch zu einem unbesonnenen Schritte gegen die Regierung und läßt ihn dann entweder mit Schimpf und Schande fallen, oder giebt ihm höchstens aus Großmuth irgend eine bescheidene, ungefährliche Stellung! — Mit diesem Amendement lass' ich mir den Antrag des Alten eher gefallen! Der Herr Doctor soll fühlen, daß man sich mit mir nicht ungestraft in einen Kampf einläßt! Er muß für seinen Triumph gedemüthigt werden! Mein lieber Schwiegerpapa in spe

braucht davon nicht früher etwas zu erfahren, als bis Alles gahr ist! Sieht er, es ging nicht anders, wird er sich ja wohl zufrieden geben. Wird er doch so der Nothwendigkeit überhoben, dem lieben Sohne seines Jugendfreundes einen Korb geben zu müssen: denn mit den hochfliegenden Liebeshoffnungen desselben wird's dann ohnehin zu Ende sein!"

Karpinski war jetzt über das Ziel, welches er in dieser Angelegenheit anzustreben hatte, vollkommen mit sich im Reinen. Nur die Mittel und Wege, welche zu diesem Ziele führen würden, mußten noch ausfindig gemacht werden. Indem er, hierüber grübelnd, durch die dunklen Straßen schritt, führte ihn sein Weg zufällig am deutschen Hofe vorüber, dessen festlich erleuchtete Fenster trotz des Nebels schon aus einiger Entfernung seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er kannte dieses Hotel als einen Hauptversammlungsort der liberalen Partei und ahnte daher sogleich, wem zu Ehren hier ein Festschmaus stattfinden werde. Aus den Reden der vor dem Hause versammelten Volksgruppen entnahm er, daß er sich nicht geirrt habe.

„Ei", dachte er, „so etwas haben wir ja lange nicht gehabt! Glaubt man schon wieder die Zeit zu Demonstrationen gekommen? — Ja, seitdem sich die Dinge auswärts ein wenig anders gestalten, fängt man wieder an die Flügel zu rühren, und heute besonders wird man es an übermüthigen Flügen in's

Blaue hinein nicht fehlen lassen! — Wie, wenn er da in seinem Sieges- und Champagnerrausch sich fortreißen ließe, ein Wort zu viel zu sagen, um dessen willen man ihm zu Leibe könnte? — Käme er nicht von selbst darauf, so könnte er vielleicht dazu stimulirt werden! Gelänge das, so hätte man all die andern Maschinerien nicht nöthig und gelangte kürzer zum Ziele!"

Dieser Gedanke schien ihn sehr lebhaft zu beschäftigen. Nachdem er noch eine kurze Strecke zögernd und grübelnd vorwärts geschritten war, verrieth er, daß er einen Entschluß gefaßt hatte. Er zog seine Uhr, hielt sie gegen eine Gasflamme und rief: „Noch ist es Zeit!" — Dann eilte er mit beschleunigten Schritten weiter, warf sich in die erste Droschke, die ihm begegnete, und verschwand mit ihr in einer der engeren Seitengassen.

Er war hiebei nicht unbeobachtet geblieben. Eine der Gestalten, die vor dem deutschen Hof gestanden hatten, war ihm gefolgt und hatte die letzten Worte von ihm vernommen. Als er davon eilte, schlug auch sie mit vermehrter Geschwindigkeit einen der kleineren Seitenwege ein.

IV.

Ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher erst Paul und dann Karpinski das Schrodt'sche Haus durch das Hauptportal desselben verlassen hatten, trat aus demjenigen der beiden Seitenportale, welches den Eingang zu den Geschäftslocalen des Bankier's bildete, ein dritter junger Mann, mit dem wir die Leser unserer Geschichte gleichfalls bekannt machen müssen, da er für die Entwicklung derselben nicht ohne Bedeutung ist.

Wer diesen zum ersten Male gesehen und die Art und Weise seines Benehmens beobachtet hätte, würde geneigt gewesen sein, sich über ihn allerhand Gedanken zu machen. Obschon er von Natur wohlgebaut, mit edlen Gesichtszügen ausgestattet und anständig gekleidet war, lag doch in seinem ganzen Wesen und Verhalten etwas sehr Auffälliges, ja fast Verdachterweckendes. Ehe er nämlich die Schwelle des Hauses überschritt

und die Straße betrat, warf er erst rechts und links einen scheuen Blick, drückte sich den Hut möglichst tief in die Stirn, ging dann hastigen Schritts eine kurze Strecke an den Häusern entlang und schlüpfte endlich wie Einer, der froh ist, der Beobachtung entgangen zu sein, in das schmale Thurmgäßchen, welches in das Viertel führte, das nur noch der niederen, auch wohl der geheimen Industrie zum Wohnorte diente.

Hiedurch, sowie durch das lange rabenschwarze Haar, das ihm unordentlich über fahle, eingefallene Wangen hing, und durch seinen eigenthümlichen Anzug, der zwar von gewöhnlichem Schnitt, aber vom Kopf bis zum Fuß von der Farbe des Rhabarbers war, erhielt auch sein Aussehen etwas Unheimliches, und es hätte daher leicht geschehen können, daß sich ein Freund der öffentlichen Sicherheit bewogen gefühlt hätte, in ihm einen, wenn nicht ausgebildeten, doch angehenden Industrieritter, oder wenigstens einen Unglücklichen zu vermuthen, der sich, durch Noth getrieben oder durch die Gelegenheit verlockt, zum ersten Male in diesem Erwerbszweige versucht hat.

Ob wirklich Jemand der ihm zufällig Begegnenden auf diese Vermuthung gefallen, wissen wir nicht. Von den Bewohnern des hohen Wall's jedoch sah ihn Keiner mit so argwöhnischen Augen an: denn für diese war unser junger Mann keine neue Erscheinung. Gerade so wie heute war er Tag für Tag schon seit Jahren aus

dem Hause des Bankier's herausgekommen. Wie er jeden Morgen, einem Dieb ähnlich, in dasselbe einschlüpfte, so stahl er sich jeden Abend wieder aus demselben hinaus, und wie man ihn täglich in den Frühstunden aus dem Thurmgäßchen auftauchen sah, so sah man ihn täglich mit einbrechender Dämmerung wieder in demselben verschwinden. Der Portier hatte an diesem Kommen und Gehen von Anbeginn nicht den mindesten Anstoß genommen; mithin hatten auch die Nachbarn von vornherein keinen Grund gehabt, sich darüber zu beunruhigen; und jetzt vollends waren sie seit lange darüber im Klaren, daß der scheue junge Mann, weit entfernt eine dem Bankier gefährliche Person zu sein, vielmehr der eifrigste und treueste seiner Diener sein müsse, denn sie wußten, daß ihm der Finanzrath im Verlauf der Zeit immer wichtigere Geschäfte und endlich die Stellung und Befugniß eines Procuristen anvertraut hatte.

Uebrigens war ihnen der junge Mann fast so unbekannt wie ein Fremder: denn er schloß sich streng von allem Umgang mit Menschen ab. Sogar mit seinen Dienstgenossen verkehrte er nur in so weit, als es die Geschäfte unabweislich forderten. Er hatte von Anfang gegen sie ein abgeschlossenes, fast vornehm schroffes Benehmen angenommen und dasselbe trotz der Verhöhnungen und Anfeindungen, die er deshalb von ihnen erfuhr, so beharrlich festgehalten, daß sie sich

zuletzt daran gewöhnten und sich ihrerseits um ihn nicht mehr kümmerten, als er um sie. Sie hatten daher auch nichts über ihn zu verrathen. Alles was sie von ihm wußten und die Welt über ihn erfuhr, beschränkte sich darauf daß er Dietrich hieß, aus der Provinz stammte und seit Jahr und Tag die rechte Hand seines Principals war, übrigens aber die Rolle eines menschenscheuen Sonderlings spielte, der sich den Tag über in seinem Comptoir und Nachts in irgend einem unbekannten Winkel des obscursten Stadttheils vergrub.

Das über seiner Vergangenheit, wie über seiner gegenwärtigen Lebensweise schwebende Dunkel hatte ihn eine Zeitlang zum Gegenstande von Vermuthungen und Nachforschungen gemacht; als aber die ihm gewidmeten Bemühungen ohne Resultat blieben, war man auch dessen überdrüssig geworden, und bald ließ sich das Interesse, das man ihm geschenkt hatte, nur noch daraus erkennen, daß er den Bewohnern des hohen Walls allgemein unter zwei Spitznamen bekannt war. Wenn die Kinder einander zuriefen: „Seht, da kommt Herr Rhabarber!" oder wenn ein nach dem Abendbrod verlangender Mann zu seiner Frau sagte: „Es muß sehr spät sein; die Fledermaus fliegt bereits!" — so wußte Jeder, daß damit Herr Dietrich gemeint war.

Ihm bis in seine Wohnung zu folgen, war bis

jetzt noch keinem seiner neugierigen Collegen gelungen. Wollen wir sie kennen lernen, werden wir ihm also selbst nachschleichen müssen. Nachdem wir ihn in seltsamen Wendungen und Zickzackbewegungen durch ein wahres Labyrinth von Straßen, Gassen und Durchgängen gefolgt sind, langen wir endlich mit ihm vor einem geschlossenen Viereck alter, finsterer Gebäude an, dem man es auf der Stelle ansieht, daß sich in ihm gar Manches, was das Licht scheut, verbergen kann. Die Ueberreste von Wällen und Gräben, die es umschließen, die mittelalterlichen Formen seiner Thore, Fenster und Giebel und die vier Thürme an seinen vier Ecken geben ihm das Aussehen einer alten Burg, und wirklich ist es ursprünglich das Comthureigebäude eines Ritterordens gewesens, hat dann aber im Laufe der Zeit nach und nach als Gerichtshof, als Staatsgefängniß und Hospital dienen müssen, und wird jetzt, seitdem es in den Privatbesitz übergegangen, um einen verhältnißmäßig billigen Zins zu allen möglichen Zwecken vermiethet, so daß man in seinen weitläufigen Räumen Hörsäle und Geschäftsbureau's, Werkstätten und Waarenniederlagen, Sammlungen und Ausstellungen vereinigt finden kann.

Daß es auch Wohnungen für Familien, Zimmer zum gemüthlichen Ausruhen nach den Geschäften des Tages in sich schließen könne, vermuthet man bei seinem unwohnlichen Aussehen und dem wüsten Treiben,

das den Tag über in ihm herrscht, nicht. Dennoch scheint es daran nicht ganz in ihm zu fehlen, denn der menschenscheue Dietrich tritt durch das finstre Eingangsthor, bis zu welchem wir ihm gefolgt sind, wirklich in die alte Burg ein, geht quer über den geräumigen, jetzt völlig menschenleeren Innenhof auf eine der Thüren des hinteren Flügels los und gelangt durch sie in eine weite Halle, von der ihn zwischen hoch aufgespeicherten Fässern und Waarenballen hindurch eine Stiege in die oberen Stockwerke führt. Hier durcheilt er noch eine Anzahl von mehrfach sich durchkreuzenden Gängen und kommt endlich mittelst einer schmalen, steilen Wendeltreppe vor einer aus dicken Eichenbohlen bestehenden, mit mächtigen Nägeln beschlagenen Thür an, welche sofort verräth, daß sie einst den Eingang zu einem Gefängniß gebildet hat.

Hier läutet er und bald darauf wird ihm von einer alten Frau, die als eine der vier Hausmeisterinnen in einem der vier Eckthürme ihre Dienstwohnung hat, die schwere Thür geöffnet. Er zündet an ihrer Lampe schweigend seine dafür bereitstehende Kerze an und begiebt sich darauf, ohne von der Alten weiter Notiz zu nehmen, in das ihr abgemiethete Zimmer.

Dieses ist in Ansehung seiner Größe und Bauart nicht so kerkerartig, als man erwartet. Zwar läßt sich, wozu es eine Zeitlang gebraucht ist, aus den gewaltigen Eisengittern vor den schmalen Fenstern und einigen

eisernen Ringen in den dicken Mauern errathen; übrigens aber ist es geräumiger und höher, als sonst Gefängnisse zu sein pflegen, der Fußboden ist getäfelt, und dem Gewölbe der Decke, so wie den Pfeilern, die es tragen, fehlt es sogar nicht an architektonischen Verzierungen, woraus man schließen darf, daß es ursprünglich für einen andern Zweck gebaut ist. Der gelbliche Anstrich der Wände, die zum Theil mit Goldleisten umrahmten Lithographien an denselben und das gewöhnliche, wahrscheinlich auf Auctionen zusammengekaufte Meublement des Zimmers stehen zwar mit der Architektur desselben nicht sonderlich im Einklange, aber sie tragen immerhin dazu bei, dem ehemaligen Kerker ein wohnlicheres Aussehen zu geben.

Trotzdem ist der Eindruck, den wir beim Eintritt von dem Zimmer empfangen, ein vorherrschend unheimlicher, denn dasselbe ist in allen seinen Winkeln und Vertiefungen vom Boden bis zur Decke mit einer unzähligen Masse von größeren und kleineren, großentheils schon dick bestäubten Spinngeweben angefüllt, und die kugelförmigen schwarzen Punkte in den Höhlen derselben verrathen, daß es ihnen nicht an wohlbeleibten Bewohnern fehlt.

Manche unserer Leserinnen wird schon bei der bloßen Vorstellung einer solchen Stubengenossenschaft ein gelindes Grauen empfinden; aber der Mann, der hier seine Wohnung aufgeschlagen hatte, schien sich gerade

inmitten dieser Gesellschaft besonders heimisch zu fühlen. Sogleich bei seinem Eintreten ließ er seinen Blick mit sichtlichem Wohlbehagen in diejenigen Winkel fallen, in denen die stattlichsten Exemplare ihren Wohnsitz zu haben schienen, und nachdem er seinen Geschäftsanzug mit einem Hausrock gewechselt hatte, war es sein Erstes, den Leuchter zu ergreifen, mit demselben in einige der Netze hineinzuleuchten und den Spinnen, die hierüber durch entgegenkommende Bewegungen augenscheinlich ihre Freude bezeigten, einige zärtliche Worte zu sagen. Dann holte er aus der Tasche des abgelegten Rockes eine mit lebendigen Fliegen angefüllte Schachtel und begann nun eine beträchtliche Anzahl seiner Freundinnen der Reihe nach mit den am Tage für sie eingefangenen Leckerbissen zu füttern, wobei sich einige so zutraulich bewiesen, daß sie ihm die dargebotene Beute mit ihren Fängen ohne jede Scheu aus den Fingern nahmen. Er drückte ihnen darüber durch Worte und Geberden seine Zufriedenheit aus, während er andere, die noch nicht so dreist waren, durch längere Unterhaltung mit ihnen an sich zu gewöhnen suchte.

Dies trieb er so lange, bis sein Fliegenvorrath erschöpft war. Erst dann langte er aus einer anderen Tasche seines Rocks sein eignes Abendessen, das er sich auf seinem Heimwege selbst im Laden eines Bäcker's und Metzger's eingekauft hatte, und verzehrte dasselbe

mit einer Hast, welche verrieth, daß ihm das Essen nichts als eine lästige Pflichterfüllung war.

Als er sich dieser entledigt hatte, schritt er eine geraume Zeit mit stark vorgebeugtem Haupt und auf dem Rücken zusammengelegten Händen im Zimmer auf und ab und brütete dabei offenbar über düsteren Gedanken, denn seine Augenbrauen zogen sich dabei immer finsterer zusammen und um seinen Mund zuckte es immer mehr wie verhaltener Schmerz und Ingrimm. Endlich strich er sich, wie selbst seines Brütens überdrüssig, durch die Haare, warf sich auf einen Stuhl und begann die Zeitung des heutigen Tages zu lesen, die er gleichfalls aus dem Geschäftsbureau mitgebracht hatte.

Anfangs blieb er theilnahmlos, bald aber belebten sich seine Züge. Was er las, erweckte offenbar sein Interesse. „Ah," rief er dann mit dem Ausdruck der Schadenfreude, „hat der Herr Graf endlich auch seinen Meister gefunden? — Nun, es kann ihm nicht schaden! Er fing an, sich doch gar zu sehr als unüberwindlich zu fühlen, und auf die Dauer wurde die Geschichte langweilig! Nun kommt doch vielleicht wieder Leben in die träge Masse, es kann wieder zu Mord und Todtschlag kommen und die Menschen können wieder zeigen, daß sie eigentlich Bestien sind."

„Freilich," fuhr er nach einer Pause, in der er weiter gelesen hatte, fort, „dieser Herr Leonhard führt

verwünscht menschenfreundliche Redensarten im Munde! Aber das gehört ja dazu! Gerade das Gegentheil von dem scheinen, was man ist — darin liegt ja das große Geheimniß der menschlichen Klugheit und Ueberlegenheit! Je mehr Schafspelz von außen, um so mehr Wolf im Innern! Und umgekehrt — je borstiger das Kinn, um so glatter der Sinn! Seh' ich nicht aus, als ob ich die Menschen fressen wollte, und kann es einen gutmüthigeren Narren, einen weichherzigeren Wohlthäter der Verstoßenen und Unterdrückten geben, als ich einer bin? — Aber die mit den Humanitäts- und Tugendlarven — das sind die eigentlichen Tiger und Satanasse in Menschengestalt! Und so Einer wird wohl auch dieser Herr Leonhard sein! Gesetzt aber, es wäre wirklich noch zu viel von der Lammesnatur seines Papas in ihm, als daß er Courage hätte, die Rolle des Bocks weiter zu spielen — die Andern werden ihm schon beispringen! Mein lieber Freund Bissinger hat ja seit lange auf eine solche Wendung gelauert. Der wird ganz allein dafür sorgen, daß aus dem heutigen Zweikampf wieder eine allgemeine Katzbalgerei wird! — Er hat sich lange nicht bei mir sehen lassen. Nun aber wird er mich bald genug wieder zu finden wissen. Krieg führen kostet Geld!"

Mit ähnlichen Zwischenreden unterbrach er seine Lectüre noch öfter. Endlich schien ihm das Blatt nichts mehr zu bieten. Er warf es bei Seite und begann

wieder, wie vorher, im Zimmer auf und ab zu schreiten. Da ward plötzlich draußen an der Glocke gezogen, die Alte öffnete, und unmittelbar darauf trat ein Mann in das Zimmer, der sich, sowie er sich von der Verhüllung seines Mantels befreit hatte, durch seinen üppig wuchernden Vollbart und den spitzen Calabreser Hut sofort als einen offenen Parteigänger der radicalen Demokratie zu erkennen gab und in der That der von Dietrich erwartete Advocat Bissinger war.

„Ah sieh!“ rief ihm Dietrich entgegen, „da ist ja mein Herr Executor schon! Ich hab's mir wohl gedacht, daß das Allarmiren und Contribuiren nun wieder losgeht!“

„Allerdings“, erwiederte Bissinger mit bezeichnender Handbewegung, „komm' ich, wie immer, um anzubohren, und ich hoffe, daß unsere geheime Quelle auch heute mit ihrer alten Ergiebigkeit fließen wird! Wir können's gebrauchen, wenn auch vor der Hand noch nicht zum Allarmiren, doch zum Festiren und Demonstriren!“

„Aha,“ sagte Dietrich, „dem Helden des Tages soll ein Trankopfer gebracht werden, und dazu bedarf's des Champagners! Nun — ich halte eigentlich von dem Festiren und Demonstriren nichts und regalire nicht gern Anderer Kehlen mit Champagner, während ich meine eigene mit Wasser abfinde. Aber ich denke, es wird zugleich darauf abgesehen sein, die mattge-

werdenen Seelen auf's Neue zu inflammiren und namentlich dem neu erstandenen Löwen ein wenig heißeres Blut zu machen, und dazu geb' ich meinen Tribut schon lieber her!"

„Natürlich", versetzte Bissinger, „ist das unser eigentliches Ziel! Aber wir müssen dabei sehr vorsichtig sein! Heute werden wir mehr dämpfen als schüren müssen!"

„Wie? Ist der junge Kämpe so hitziger Natur?"

„Das gerade nicht! Aber ich habe so eben herausgebracht, daß ihn die Reactionären durch einige bestochene Subjecte, die sie unter uns haben, bei dem heutigen Zweckessen wo möglich zu irgend einer unbesonnenen Aeußerung reizen wollen, um ihn hinterher dafür beim Kragen zu nehmen. Gelingt ihnen das, dann kann damit nicht nur er selbst, sondern der ganze Erfolg seines heutigen Sieges für unsere Sache zum Teufel gehen! Und das müssen wir auf alle Weise hintertreiben!"

„Freilich," sagte Dietrich; „aber wie?"

„Ich werde ihn ausdrücklich vor den Schlingen, die man ihm legen will, warnen und außerdem dafür Sorge tragen, daß er des Champagners nicht zu viel genießt! So weit ich ihn kenne, hat er sich mit dem Gott Bacchus bis jetzt wenig befreundet, und solche Muster der Besonnenheit hauen, wenn sie einmal ihre

gewohnte Fahrstraße verlassen, am leichtesten über die Schnur!"

„Eine unvergleichliche Bürgschaft für die Besonnenheit, wenn sogar die Leidenschaft darauf bedacht ist, ihr Mäßigkeit zu predigen!"

„Leidenschaft, die sich die Finger verbrannt hat, geht der Flamme vorsichtiger aus dem Wege als Besonnenheit, die nur in Gefahr war, an ihrer Enthaltsamkeit zu erfrieren."

„Unter solchen Umständen" — bemerkte Dietrich trocken — „wird meine Beisteuer zum Champagnerstrom des heutigen Abends nicht allzugroß sein dürfen. Ich könnte sonst die Enthaltsamkeit verführen, den Warnungen der Unenthaltsamkeit kein Gehör zu geben!"

„O darum", entgegnete Bissinger, „brauchen Sie Ihrer Freigebigkeit durchaus keine Zügel anzulegen. Bleibt nur die Unenthaltsamkeit sich selber treu, dann sorgt sie schon dafür, daß auch die Enthaltsamkeit bleiben muß, was sie ist!"

„Wenn das ist," sagte Dietrich, indem er aus seinem Pult eine Anzahl von Cassenscheinen herausnahm, „brauch' ich mir allerdings keinen Zwang anzuthun!"

„Ja," stimmte ihm Bissinger beifällig zu, „lassen Sie Ihre Quelle nur so reichlich sprudeln, als sie mag! Ich steh' Ihnen dafür, das Laster wird ganz allein so viel vertilgen, daß der Tugend nicht viel übrig bleibt!"

„Gut,“ fuhr Dietrich fort, dem Demokraten die Papiere einhändigend. „Ich verlasse mich darauf, daß Sie unseren jungen Löwen unter Ihre ganz besondere Obhut nehmen. Er scheint mir, wie kein Anderer, dazu angethan, den Bevorzugten und Privilegirten einmal wieder die Hölle heiß zu machen. Außerdem interessire ich mich auch sonst noch für ihn. Ich möchte um keinen Preis, daß es dem Krebs der Reaction gelänge, ihn in seine Scheeren zu bekommen!“

„Darüber seien Sie völlig unbesorgt!“ erwiederte Bissinger. „Sie wissen, ich bin der Oberstwachtmeister in unserer Partei und werde ihr diesen unübertrefflichen Kampfhahn nicht wegkapern lassen. Aber aus welchem Grunde schenken Sie ihm denn sonst noch Ihre Sympathie?“

„Aus purer Idiosynkrasie!“ sagte Dietrich ausweichend. „Es geht mir mit ihm, wie es mir mit Ihnen und den Spinnen geht! Ich habe nun einmal die Liebhaberei!“

„Sehr schmeichelhaft, mit den Spinnen in eine Kategorie geworfen zu werden!“ lachte Bissinger.

„Schämen Sie sich Ihrer Zunftgenossen? — Die ganze Schöpfung zerfällt ja doch einmal in zwei große Classen, die in ewigem Kampfe mit einander liegen! Man gehört entweder zu dem, was kriecht, oder zu dem was fliegt; zu den Unterdrückten oder den Beglückten, zu den Arbeitenden oder den Genießenden,

kurz — zu den Spinnen oder zu den Fliegen! — Müssen nicht jene zusammenhalten, wenn sie dieser Meister werden wollen?"

„In diesem Sinn lass' ich mir Ihre Classification gefallen, und ich hoffe, auch Ihr neuer Schützling wird sich mit mir und Ihren Spinnen beeifern, Ihnen zum Dank für Ihre Liebe die Fliegen wegzufangen!"

„Mir? — Nein, das verlang' ich von meinen Spinnen nicht. Ich fange lieber die Fliegen für sie, und bin zufrieden, wenn sie erst diese und dann — vor Zärtlichkeit sich selbst auffressen!"

„Und diese Spinnenzärtlichkeit erwarten Sie schließlich auch von uns, Ihren zweibeinigen Lieblingen?"

„O die Achtfüßler sind in diesem Punkt gegen die Zweifüßler nur erbärmliche Pfuscher! Was der Mensch Liebe nennt, ist, bei Licht besehen, nur ein gemästeter Haß. Wen der Mensch haßt, den schlachtet er mit möglichster Humanität rasch ab; aber wen er liebt, den quält er mit diabolischer Schadenfreude langsam zu Tode!"

„Ah bah!" rief Bissinger; „da kommen Sie einmal wieder auf Ihre misanthropischen Grillen! Wie die Zeiten jetzt sind, geht's in der Welt allerdings oft teufelsmäßig genug her. Aber lassen Sie uns nur erst den alten Sauerteig ausgefegt haben, dann werden Sie von den Menschen schon eine andere Meinung gewinnen. Eigentlich sollten Sie mit mir gehen und

Ihren Champagner vertilgen helfen — da würden Sie von dem fidelen Leben, das wir dermaleinst mit einander führen wollen, einen kleinen Vorgeschmack bekommen! Top! Begraben Sie Ihren Menschenhaß in diesem alten Eulennest und kommen Sie mit mir!"

„Ich? Mit Ihnen gehen, um mit Euch zu zechen und zu schmausen?" sagte Dietrich, indem er einen Schritt zurücktrat und die Hände abwehrend vorstreckte. „Schlimm genug, daß ich mit Euch sogenannten Menschenkindern rechnen und zählen, handeln und wandeln muß; aber ich will nicht mit Euch essen, mit Euch trinken, so wenig als mit Euch beten!"

„Oho," lachte Bissinger, „seid Ihr ein Jude? Ihr sprecht ja wie Shylock! Ja, schlimmer als er! Der verschwor doch nur die Gesellschaft der Christen, aber Ihr die der ganzen Menschheit! Warum wollt Ihr nicht mit uns an einem Tische sitzen, da Ihr doch mit uns von gleichem Fleisch und Blut seid, und Schinken eßt, wie wir?"

„Ich mit Euch von gleichem Fleisch und Blut? — Nun ja, es sieht beinah so aus! Die Naturgeschichte kann mich unter die bimana rechnen! Wenn ich mich in meiner angeborenen Haut zeige, bin ich nackt und bloß wie die Andern! Ich gehe, wie sie, auf zwei Beinen, mein Rückenfortsatz ist um einige Wirbel zu kurz weggekommen, und ich bin mit zwei Händen versehen, deren Daumen zum Geldzählen eingerichtet ist.

Das ist aber auch Alles! Im Uebrigen habe ich mit Euch Menschenkindern keine Gemeinschaft! Ich habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, keine Schwester! Ich bin in der Welt wie ein vom Himmel gefallener Meteorstein! Als mich meine Mutter unter Thränen gebar, war Keiner, der sich über mein Dasein freute, und wenn mich einst die Mutter Aller in ihren Schooß zurücknimmt, wird Niemand sein, der darüber Leid trägt. Die Menschen, die ich meine Brüder nennen soll, werden mich einscharren, wie einen Hund, und dann wird es sein, als ob ich gar nicht vorhanden gewesen wäre!"

„Sie sind ein eingerosteter Melancholicus," entgegnete Bissinger; „aber ich hoffe Sie doch noch blank zu scheuern. Einstweilen vertreiben Sie sich die Zeit mit ihren Spinnen oder — wenn Sie nach einem Menschenangesicht Sehnsucht bekommen sollten — mit diesem Conterfei ihres neuen Schützlings, dessen sich, wie Sie sehen, die Industrie bereits bemächtigt hat."

Er nahm hierbei aus der Tasche seines Mantels ein zusammengerolltes Papier mit einem photographirten Bildniß Paul's, legte es auf den Tisch, sprach für die erhaltene Spende noch einmal kurz seinen Dank aus und wünschte dann dem jetzt stumm in sich Versunkenen eine gute Nacht.

Dietrich ließ das Bild anfangs auf dem Tische liegen, ohne es eines Blickes zu würdigen. Nach eini-

gen Minuten aber griff er doch darnach, rollte es auf und betrachtete es eine geraume Zeit, ohne übrigens durch Wort oder Blick die Gedanken, die es in ihm erweckte, zu verrathen. Erst als er es wieder aus der Hand legte, sagte er: „Noch merkt man von der Bestie nichts; aber sie wird sich schon durcharbeiten!"

Dann stand er auf, nahm aus einem Fach seines Pultes einen Hammer und einige Nägel und nagelte damit das Blatt an eine der Wände. Hierauf langte er von einem Bücherbrett eine Naturgeschichte mit Bildern und blätterte lange darin, wie Einer, der etwas sucht und nicht finden kann. Endlich jedoch schien er befriedigt. Er ergriff eine Scheere, schnitt aus dem Blatt des Buchs, bei dem er stehen geblieben war, den Kopf des darauf befindlichen Thieres heraus und heftete es dann mit einigen Oblaten dergestalt auf die Photographie, daß dadurch der Kopf Paul's zugedeckt wurde. Es war der Kopf eines Edelhirsches.

„Stolz und unschuldig zugleich! Es paßt so ziemlich!" sagte er, ihn noch eine Weile betrachtend. „Aber laß nur erst die Meute und die Brunst über ihn kommen, dann wird er wohl anders drein schauen!"

„Vor der Hand" — fuhr er fort, indem sein Blick über die anderen Bilder glitt, die durch seine Hand ähnliche Metamorphosen erfahren hatten — „ist er das Prachtexemplar in dieser Menagerie. Aber wie lange wird er sich bewähren? — Jene königliche Figur mit

dem Purpurmantel durft' ich einst mit dem Kopf eines der Sonne zufliegenden Adlers schmücken, und jetzt hat er durch den Kopf einer lichtscheuen Nachteule ersetzt werden müssen! — Jene mit Ordenskreuzen bedeckte Brust trug einst den Kopf eines freiheitliebenden, trotzigen Löwen, und jetzt sitzt auf ihr der Kopf eines speichelleckenden Pudels! — Und dort jener Mann im schlichten Oberrock — hat er mich nicht einst verführt, ihn mit dem Haupt eines lieberfüllten Pelikan auszustatten? — Jetzt aber erkenn' ich leider, daß ich ihm den Kopf eines hartherzigen, nur nach Golde gierigen Raben geben muß!"

Die letzte Vorstellung schien den Trübsinn des jungen Weltverächters ganz besonders zu beschäftigen. Seiner Brust entwand sich ein tiefer Seufzer. Dann warf er sich in einen Sessel und starrte lange Zeit, wie völlig leblos, vor sich hin. Endlich griff er nach Papier und Feder und entlud sein Herz in folgenden Versen:

Ach, bin ich denn so ganz verwaist?
Ach, bin ich denn so ganz verlassen?
Wenn Keiner mich Geliebter heißt,
Ach, will mich denn auch Keiner hassen?

Ich wollt', ich wär' ein Bettler — arm,
Blind, taubstumm, lahm an allen Gliedern —
Dann wär' doch wohl ein Herz so warm,
Mein dumpfes Ach mir zu erwiedern!

Es spräche wohl ein feuchtes Aug':
„O seht den armen kranken Alten!“
Man gäb' mir wohl ein Scherflein auch,
Ich dürft' um Wen die Hände falten.

Und wär' ich nicht so krank und arm,
Ach, daß ich dann nur reicher wäre!
So käme wohl der Neider Schwarm,
Ausfüllend mir die ew'ge Leere.

Die Schmeichler füllten mein Gemach,
Vergiftend mich mit falscher Liebe;
Tags liefen mir die Bettler nach,
Und Nachts besuchten mich die Diebe! —

Ach aber so — geht Alles kalt,
Wie Abendschatten, mir vorüber!
Ich bin so krank, ich sterbe bald —
Es wird darum kein Auge trüber!

Es wird darum kein Auge trüb,
Es wird darum kein Auge heiter.
Man haßt mich nicht, hat mich nicht lieb —
Und wie ein Todter leb' ich weiter!

Nach dieser Entladung suchte er Ruhe auf seinem einsamen Lager.

V.

Während sich das eben Erzählte in der Wohnung Dietrich's zutrug, saß Paul noch immer mit den Freunden der Frau Mätzner um die gemüthlich dampfende Punschbowle. Es waren theils angesehene Bürger, theils wohlhabende Gutsbesitzer aus der Umgegend, welche sämmtlich mit den gegenwärtigen Zuständen sehr unzufrieden waren, theils weil sie grundsätzlich der Demokratie anhingen, theils weil sie ihrer Gesinnung wegen von der Polizei und Regierung auch persönlich allerhand Schuhriegeleien und Demüthigungen hatten erdulden müssen. Sie wußten hiervon und von anderen Willkürlichkeiten des jetzigen Regime unserem Freunde viel zu erzählen, und wenn auch derselbe geneigt war, ihre Herzensergießungen zum Theil für parteiisch und übertrieben zu halten, so konnte er doch nicht umhin, sich über den Geist der Unsittlichkeit und Gewissenlosigkeit, der das ganze Gebahren des Unterdrückungssystems charakterisirte, in hohem Grade entrüstet zu fühlen.

Die Nachwirkungen der vorangegangenen Erlebnisse und der Genuß des feurigen Getränks trugen dazu bei, seine lebhafte Auffassung der Mittheilungen noch zu steigern, und es war daher nicht zu verwundern, daß er sich, als die Deputation erschien, um ihn zu seinem Ehrenmahl abzuholen, bereits in ziemlich erregter Stimmung befand.

War er noch vor Kurzem verstimmt darüber gewesen, der um seinetwillen veranstalteten Festlichkeit nicht entgehen zu können, so war ihm dieselbe jetzt sogar willkommen. Er fühlte das Bedürfniß, seinen Empfindungen in weiteren und bedeutenderen Kreisen einen noch erhöhten Ausdruck zu geben, und folgte daher der Deputation, nachdem er sie mit ungeheuchelter Freudigkeit begrüßt hatte, nicht nur mit gehobenem, sondern sogar mit kampflustigerem Sinne, als es für eine Festivität nöthig und unter den obwaltenden Verhältnissen räthlich schien.

Den Mitgliedern der Deputation entging dies nicht, und zwei derselben, ein Publicist Pfeil und ein Notar Schwarz, waren offenbar bemüht, seine kriegerische Laune noch mehr anzufeuern, und zwar in so geschickter Weise, daß Paul unmöglich eine feindselige Absicht dahinter vermuthen konnte. War eine solche trotzdem vorhanden, dann befand sich unser junger Freund wirklich in Gefahr, sich zu irgendwelchen unbesonnenen, ihm verderblich werdenden Aeußerungen verleiten zu lassen.

Es lag somit sehr in seinem Interesse, daß durch die Warnung, die ihm von Bissinger zugedacht war, dem vorgebeugt wurde.

Leider aber schien Bissinger, obwohl er zu den Mitgliedern der Deputation gehörte, weder vor noch nach dem Eintreffen im Festsaal hierzu eine passende Gelegenheit zu finden. Erst als Paul in seiner Erwiederung auf die erste Ansprache bereits einige, an sich zwar unverfängliche, aber leicht der Mißdeutung fähige Worte hatte fallen lassen, benutzte er einen geeigneten Augenblick, denselben mit sich in ein Nebenzimmer zu ziehen, ihm von den Schlingen, die man ihm zu legen gedenke, einige Andeutungen zu machen und ihm auf das Eindringlichste die größte Mäßigung und Behutsamkeit zu empfehlen.

Paul war hierüber anfangs ein wenig befremdet, denn eine Ermahnung zur Mäßigung zu empfangen, war ihm bisher noch nicht begegnet; und von Bissinger kam ihm dieselbe um so seltsamer vor, als ihm bekannt war, daß gerade dieser im Maßhalten am wenigsten leiste. Inzwischen kam es ihm doch bald zum Bewußtsein, daß er sich wirklich in einer erregten, ihm sonst ungewohnten Gemüthsverfassung befand und allerdings Ursache habe, sich auf das Strengste zu überwachen. Er nahm daher Bissinger's Warnung mit aufrichtiger Dankbarkeit auf und beherzigte sie dergestalt, daß er sich von jetzt an weder durch Wein, noch durch die

verlockenden Anlässe, die ihm von einigen Seiten geboten wurden, zu irgend einer Unvorsichtigkeit, geschweige zu einer wirklichen Maßüberschreitung verleiten ließ.

Demzufolge ging das Festmahl ohne weitere Gefährdung für ihn vorüber; ja sein Verlauf war von der Art, daß es einen entschieden wohlthuenden Eindruck auf ihn machte. Mit Ausnahme der Versuche, durch die man ihn zu Extravaganzen hatte fortreißen wollen, legten alle Reden und Trinksprüche desselben Zeugniß dafür ab, daß sich die verschiedenen Parteien des Liberalismus und der Demokratie, welche hier vertreten waren, nicht nur an eine größere Vorsicht gewöhnt, sondern auch zu einem höhern Grade politischer Reife ausgebildet hatten. Mit sicherem Tact vermied man alle gehässigen Anspielungen und aufregende Redensarten, und insbesondere hütete man sich mit Sorgfalt, die That Paul's in einer Art und Weise zu feiern, welche ihn in das Licht eines politischen Parteigängers gestellt oder der reactionären Partei zu einer Verdächtigung desselben Anlaß geboten hätte. Darunter litt jedoch nicht die warme Anerkennung, die man von allen Seiten seinem Talent, wie seiner Gesinnung zu Theil werden ließ, und Paul durfte das Fest um so befriedigter verlassen, als er auch selbst durch Geist und Laune dazu beigetragen hatte, dasselbe in seinen ernsten, wie in seinen heiteren Momenten

auf einer idealen Höhe zu erhalten, die in manchem Betracht an den Charakter des Platonischen Symposion erinnern konnte.

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß er sich in den folgenden Tagen wieder entschieden gehoben fühlte und auch sein Verhältniß zu Therese nicht mehr so unmuthsvoll, wie vorher, auffaßte. Anfangs glaubte er sogar, sich seines als unerfüllbar erkannten Herzenswunsches ohne besonderen Schmerz wieder entledigen zu können. Auch früher hatte er vorübergehende Herzensregungen, sobald er ihre weitere Verfolgung als eine ergebnißlose Thorheit erkannt, ohne großen Kraftaufwand wieder zu beseitigen gewußt. Warum sollt' es ihm mit seinem Gefühl für Therese nicht ebenfalls gelingen? Zumal jetzt, wo eine ganz neue Lebensbahn vor ihm lag?

Inzwischen ging die Sache nicht so leicht, als er sich vorgestellt hatte; oder vielmehr, sie ging gar nicht. Wie sehr er sich auch Mühe gab, verliebte Gedanken als eine Thorheit zu betrachten, es wollte ihm nicht damit gelingen. Wenn er sie eben abgeschüttelt zu haben glaubte, waren sie plötzlich wieder da und nahmen ihn dergestalt in Beschlag, daß selbst seine stolzen Zukunftsträume dagegen nicht aufkommen konnten. Er mußte sich endlich überzeugen, daß sein jetziges Gefühl doch etwas Anderes als ein flüchtiges Phantasiespiel

war, daß ihm in demselben eine Macht entgegentrat, von der er früher keine Ahnung gehabt hatte.

Aber warum war es so? Warum sollte er sich gerade von einem Mädchen, das ihm überhaupt kaum erreichbar und obenein schon einem Andern verlobt war, nicht wieder losreißen können? Was war es eigentlich, das ihn an sie fesselte? — Als ein Mensch, dem es ein Bedürfniß war, bei allen Erscheinungen dem Warum nachzuspüren, hätt' er dies gar zu gern ergründet. „Ist sie denn schöner, als all die Uebrigen?" fragte er sich. „Allerdings!" mußte er sich darauf antworten „mir scheint es so! Aber — hält nicht am Ende jeder Verliebte sein Mädchen für das schönste?" — „Nein, fuhr er fort, darin allein kann der Grund nicht liegen! Es muß ihr Geist, ihre Seele sein, die mich angezogen hat und nun nicht wieder losläßt!" — „Aber", fragte er sich dann wieder, „was weiß ich eigentlich in dieser Hinsicht von ihr? Wurzelt nicht vielleicht die hohe Meinung, die ich von ihr hege, lediglich in meiner Eitelkeit, die sich sagt, sie sei mir geistesverwandt und nehme an mir dasselbe Interesse, wie ich an ihr? Und ist nicht am Ende auch dieser Glaube ein bloßes Hirngespinnst? Wie vieldeutsam ist ein Blick, ein Erröthen, ein zustimmendes Wort? — Und ist es nicht von vornherein eine Tollheit, zwischen ihr, der Tochter *ihres* Vaters, und mir, dem Sohne *meines* Vaters, eine

Sympathie der Seelen nur für möglich zu halten?" —

In solchen und ähnlichen Selbstgesprächen unterwarf er seine Liebe schonungslos dem Messer einer anatomischen Zergliederung, und meinte, wenn sie nicht vor seinem Verstande bestehe, werde sie sich auch als Gefühl nicht behaupten können. Aber auch dies war umsonst. Dem eigentlichen Kern und Lebensquell seiner Empfindungen war nicht beizukommen. Mit den Fragen und Zweifeln, durch die er sie zu bewältigen suchte, goß er nur Oel ins Feuer, und so blieb ihm zuletzt nichts übrig, als sich der unüberwindlichen Macht auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

„Aber", fragte er sich, als er hierüber mit sich im Klaren war, „was nun?" — Sollte er die Unbezwinglichkeit des Gefühls nur erkannt haben, damit es ihm zur Quelle hoffnungsloser, nie zu befriedigender Triebe werde? Sollte er die Seligkeit, der dieses Gefühl mit unwiderstehlicher Gewalt zustrebte, ohne Kampf einem unwürdigen Nebenbuhler, seinem ihm verächtlichen Gegner überlassen? — „Nein", rief er bei sich, „das würde Feigheit, verächtliche Selbsterniedrigung sein! Ich würde mich damit an mir, an der Geliebten, an der Gottheit, die dieses Gefühl in meine Brust gelegt, und an den höchsten Interessen, für die ich kämpfe, versündigen!" — Aber mit was für Hoffnungen konnte er sich auf solchen Kampf einlassen?

War nicht Therese dem Anderen, dem er sie entreißen wollte, bereits verlobt? War es nicht ein Frevel, ein solches Band wieder lösen zu wollen? Was würde er, der Arme, gegen den Reichen, der Ohnmächtige gegen den Mächtigen, der Neuling gegen den alten Hausfreund, der Lebensunkundige gegen den geriebensten Weltmann auszurichten vermögen?

Paul verkannte all die tausend Schwierigkeiten, die sich ihm bei solchem Unternehmen in den Weg stellen würden, nicht. Dennoch stand es jetzt unerschütterlich in ihm fest, daß er den Kampf wagen müsse, und sein erhöhtes Selbstgefühl, sein Vertrauen zur Macht der Wahrheit und des Rechts und die Zuversicht, mit der er auf Therese's Herz baute, sagten ihm, daß auch er seinerseits siegversprechende Streitkräfte in den Kampf zu führen habe.

Als er zu diesem Entschluß gekommen war, beunruhigte ihn zunächst nur noch die Ungewißheit, ob bei seinem Verhältniß zu Karpinski auf einen fortgesetzten Verkehr mit der Schrodt'schen Familie zu rechnen sei. Er hatte allerdings eine allgemeine Einladung empfangen; aber durfte er nach seinem Zusammenstoß mit dem Grafen derselben folgen? Und wenn er sich dazu entschloß, würde man ihm nicht durch auffällige Lauheit eine Wiederholung des Besuchs unmöglich machen? Und wenn dies geschah, auf welche Weise

sollte er dann irgend eine Beziehung zu Therese gewinnen? —

Diese Frage quälte ihn nicht wenig; indessen sollte er früher, als er gehofft hatte, darüber Beruhigung erhalten. Noch ehe der Wochentag der Schrodt'schen Soiréen herangekommen war, machte ihm der Finanzrath einen Gegenbesuch und wiederholte hierbei seine Einladung in so herzlicher Weise, daß sich an seiner Geneigtheit, das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihnen fortzusetzen, nicht länger zweifeln ließ. Paul mußte sich hierbei überzeugen, daß Karpinski entweder bei seinem künftigen Schwiegervater ohne maaßgebenden Einfluß war, oder selbst eine gesellschaftliche Annäherung zwischen ihnen als vortheilhaft betrachtete. War das Letzte der Fall, so konnte dem nur die Hoffnung zum Grunde liegen, es sei möglich, ihn auf diese Weise ganz zu sich herüberzuziehen. Paul lächelte hierzu in seinem Innern; andererseits aber fühlte er sich zugleich verpflichtet, sich gegen den Finanzrath so entschieden wie möglich über die Unerschütterlichkeit seiner Gesinnungen auszusprechen, um wenigstens seinerseits jene Hoffnung in keiner Weise zu nähren.

Der Finanzrath lächelte hierzu gleichfalls, nahm aber die Miene an, als läge ihm der Gedanke einer politischen Bekehrung meilenweit fern, ja er gab mit jovialem Humor zu verstehen, daß er im Grunde von einem so überlegenen Gegner, wie Paul sei, mehr zu

besorgen habe, als dieser von ihm. Insbesondere äußerte er diese Besorgniß bezüglich Theresens. „Eigentlich", sagte er, „hätte ich zu dem philosophischen Cursus meine Einwilligung nicht geben sollen, denn ich risquire dabei, daß mir das ganze Gebäude meiner Erziehungsresultate systematisch unterwühlt wird. Frauen sind geborene Idealisten. Ein siebzehnjähriges Mädchen, das aus der Pension kommt, ist es in zweiter Potenz, und nimmt sie dann gar noch ein Idealist, wie Sie sind, in die Schule, dann mag ein Vater, der sich wie ich an's Reelle hält, sehen, wie viel er noch über sie vermag. Inzwischen werd' ich mich gegen Sie wehren, wie ich kann. Die pyramidalsten Crinolinen und Reifröcke, die es in der Stadt giebt, soll sie zur Verschanzung erhalten, und Sie wissen, von diesen Bollwerken der Materie sind noch alle Pfeile des Geistes ohnmächtig abgeprallt."

Aus dem scherzhaften Ton, in welchem der Finanzrath mit ihm über Therese sprach, glaubte Paul schließen zu dürfen, daß derselbe von seinen geheimen Wünschen keine Ahnung habe, und dies war ihm um so lieber, als nun auch er unbefangener mit ihr verkehren durfte. Ueberhaupt war der Eindruck, den der Finanzrath bei diesem Besuch auf ihn machte, ein sehr günstiger, und als sich derselbe von ihm verabschiedete, durfte er die Herzlichkeit, mit der ihm derselbe die Hand schüttelte, mit gleicher Herzlichkeit erwiedern.

Leider sollte die glückliche Stimmung, in die ihn dieser Besuch versetzte, nicht ganz ungetrübt bleiben. In demselben Augenblick nämlich, in welchem er den Finanzrath aus dem Zimmer geleitete, erschien Bissinger vor demselben, um seinem Collegen und Gesinnungsgenossen ebenfalls einen Besuch zu machen, und hatte hierbei Gelegenheit, die Herzlichkeit, mit der sich Beide von einander verabschiedeten, zu beobachten. Er schien hiervon in hohem Grade befremdet zu sein, und so wie er sich mit Paul allein sah, konnte er nicht umhin, ihm seine Verwunderung hierüber zu erkennen zu geben.

„Wie?" fragte er, „Sie kennen den Finanzrath?"

„Seit wenigen Tagen!" antwortete Paul.

„Aha!" fuhr Jener lachend fort. Ihm wird für seinen dermaleinstigen Schwiegersohn bange werden und er wünscht Sie bei Zeiten mit diesem auf einen freundlichen Fuß zu stellen, damit Sie ein andermal gnädiger mit ihm verfahren. Oder sollte er sich gar einbilden, er könne sie ganz und gar zu sich herüberziehen?"

„Es ist weder Dies noch Jenes der Fall!" versetzte Paul und gab zugleich seinem Gast mit wenigen Worten über das Verhältniß, in dem er zum Bankier stand, der Wahrheit gemäß Aufschluß, natürlich ohne dabei seiner Gefühle für Therese zu gedenken.

„So?" sagte Bissinger in etwas gezogenem Tone.

„Er war ein Freund Ihres Vaters und Sie haben ihm zuerst einen Besuch gemacht! — Aber, — fügte er nach einer kurzen Pause hinzu — wissen Sie wohl, daß er in gewissem Sinne der Hauptagent der Reaction ist? daß besonders er der Regierung die Mittel schafft, mit denen sie gegen uns operirt?“

„Ich habe darüber nur Gerüchte gehört. Uebrigens scheint er mir darum noch nicht unbedingt zu verdammen. Ist es einmal seine Ueberzeugung, daß die gegenwärtige Regierung die allein heilbringende ist, so thut er nur seine Pflicht, wenn er sie unterstützt.“

„Ueberzeugung! Wie können Sie solchem Menschen eine Ueberzeugung zutrauen! Nur Vortheil und Gewinn sind die Triebfedern, die ihn bestimmen. Ich möchte Sie doch warnen, sich nicht weiter mit ihm einzulassen. Er meint es auf keinen Fall ehrlich mit Ihnen, und Sie könnten sich durch fortgesetzten Umgang mit ihm um das Vertrauen Ihrer Freunde und Gesinnungsgenossen bringen.“

Ich habe bis jetzt keinen Grund, seine Freundlichkeit gegen mich für Falschheit zu halten. Aus Furcht aber vor einem unberechtigten Argwohn werd' ich mich niemals von Handlungen abschrecken lassen, die ich vor meinem eignen Gewissen verantworten kann.“

„O wer Sie kennt, wird auch gar keinen Verdacht gegen Sie zu schöpfen vermögen! Aber Sie

wissen, wie es mit der großen Menge beschaffen ist. Sie urtheilt nach dem Schein, und das Urtheil der Menge ist eine gewaltige Macht. Sie müssen im Interesse der guten Sache selbst wünschen, bei Ihrem Wirken mit dieser Macht nicht in ein schiefes Verhältniß zu gerathen!"

„Ich werde der Menge durch meine öffentliche Thätigkeit beweisen, daß ich für die Sache, der ich bis jetzt gedient habe, stets mit derselben Festigkeit einstehe. Für die Gestaltung meiner Privatverhältnisse aber nehm' ich die volle Freiheit des Handelns in Anspruch. Ich werde mich hierbei nun und nimmermehr durch Parteirücksichten bestimmen lassen. Die Sphäre des geselligen Lebens ist eine Region, die vor den Wirren und Conflicten der gewichtvolleren Interessen stets ungetrübt bleiben sollte. Daß man in den vergangenen Jahren von diesem obersten Grundsatze der Humanität abgewichen ist, hat die Kämpfe unsäglich verbittert und nicht wenig zum Mißlingen der Bestrebungen beigetragen."

„Von der reactionären Partei ist das Verketzerungs- und Excommunicationssystem ausgegangen. Wir würden sehr im Nachtheile sein, wenn wir nicht Repressalien anwenden wollten."

„Nein! Wenn wir uns mit Recht die Partei der Freiheit nennen wollen, dürfen wir das nicht. Denn mit der wahren und ächten Freiheit verträgt sich ein

solcher Druck der Partei auf die heiligsten Rechte des Individuums nicht!"

Paul hatte dies mit großer Entschiedenheit gesprochen, so daß es schien, als wünsche er jeden weiteren Einwurf im Keime zu ersticken. Bissinger gab ihm daher im Prinzip Recht, versicherte ihm noch einmal, daß er seinerseits von der Unerschütterlichkeit seiner Gesinnung auf das Festeste überzeugt sei und deutete zugleich an, daß er es stets als seine Pflicht ansehen werde, dem Auftauchen anderer Vorstellungen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten; schließlich aber konnte er doch nicht unterlassen, ihm noch einmal in dieser Sache die größte Vorsicht anzuempfehlen. Alsdann lenkte er das Gespräch auf den eigentlichen Zweck seines Besuchs, indem er an Paul die Frage richtete, ob er wohl geneigt sei, bei der nächsten Landtagssession als Abgeordneter zu wirken. In einem der städtischen Wahlbezirke werde man in Kurzem eine Neuwahl vornehmen müssen. Er gehöre zu den Wahlmännern dieses Bezirks und genieße bei der Mehrzahl seiner Genossen ein fast unbedingtes Vertrauen. Wenn er daher von ihm die Zusage erhalte, die Wahl annehmen zu wollen, werde es nicht schwierig sein, ihm die Majorität zu verschaffen.

Paul erklärte ihm hierauf, daß eine nähere Betheiligung an den politischen Parteikämpfen eigentlich nicht in seinen Wünschen liege, indem ihm die reine

juristische Thätigkeit entschieden die liebste und angemessenste sei. Wenn ihm jedoch die Gelegenheit geboten werde, der guten Sache auch noch in anderer Weise mit seinen Kräften zu dienen, werde er sich der vertrauensvollen Aufforderung, mit der man ihn zu ehren gedenke, um so weniger entziehen, als er in der Stellung eines Abgeordneten bei der bevorstehenden Revision einiger Gesetze allerdings den von ihm vertretenen Principien nützen zu können glaube.

Bissinger dankte ihm für diese Bereitwilligkeit, versprach sich von seiner parlamentarischen Thätigkeit den segensreichsten Erfolg, berührte noch einige andere Punkte, wodurch er Paul sein Vertrauen zu erkennen gab, und verabschiedete sich dann in einer nicht minder herzlichen Weise wie der Finanzrath.

Bei Paul hinterließ jedoch dieser Besuch, er wußte selbst nicht warum, ein minder angenehmes Gefühl als der vorige. War es die Zumuthung, den Parteirücksichten die angeknüpfte gesellige Beziehung zu opfern, was ihn verstimmte? — Wenn er sich die Sache ruhig überlegte, konnte er Bissingers Besorgniß, daß er durch solchen Umgang sich und seiner Wirksamkeit schaden könne, doch nicht so ganz unbegründet finden, und er mußte sich gestehen, daß er keine Ursache habe, sich durch die Warnung seines Gastes verletzt zu fühlen. — Er glaubte daher den Grund seiner Mißstimmung in einer allzu großen Empfindlichkeit

seinerseits suchen zu müssen, und gewohnt, derartige Gefühle nicht aufkommen zu lassen, beschloß er, seine grundlose, ihm wie Undankbarkeit erscheinende Antipathie gegen Bissinger mit aller Energie seiner Willenskraft zu bekämpfen, ihm dies durch sorgfältige Beobachtung seiner Warnungen in allen Gebieten seines öffentlichen Wirkens zu beweisen, übrigens aber in seiner persönlichen Freiheit sich nicht beschränken zu lassen. So glaubte er zugleich dem Drange seines Herzens und den Forderungen seiner Gesinnung Genüge leisten zu können.

In dieser Hoffnung harrte er dem Abende, an dem er seine Geliebte wieder sehen sollte, mit Sehnsucht entgegen, und gewann zugleich neue Kraft und Begeisterung für seine Berufsarbeiten.

VI.

Wie aber stand es inzwischen mit Therese? Theilte sie Paul's Empfindungen, oder sympathisirte sie bloß mit seiner Richtung? Regte sich vielleicht in ihrem Herzen ein Gefühl für ihn, aber ohne daß es stark genug gewesen wäre, sie zu einem Widerstande gegen die Pläne ihrer Eltern zu vermögen? — Um unseren Leserinnen hierüber so gewissenhaft als möglich Aufschluß zu geben, werden wir gut thun, ihnen einige Mittheilungen über ihre Vergangenheit zu machen und sie sodann einige Blicke in die Briefe thun zu lassen, welche Therese kurz vor und während dieser Zeit an eine Herzensfreundin schrieb.

Schon in ihrer Kindheit gestalteten sich ihre Verhältnisse so, daß sie eine von ihren Eltern verschiedene Richtung nehmen konnte. Ihr Vater hatte zwar an ihr, seinem einzigen Töchterchen, seine herzliche Freude und hätschelte sie, wenn er im häuslichen Kreise mit ihr zusammentraf, wie er wußte und konnte. Er hatte

beständig die Taschen voll von Bonbons und sonstigen Näschereien und ließ sich nicht vor ihr sehen, ohne sich von ihr plündern zu lassen oder ihr irgend ein neues Spielzeug, einen kostbaren Schmuck oder was ihr sonst Freude machte, mitzubringen. Darüber hinaus aber ging sein Verkehr mit ihr nicht. Seine Geschäfte, seine gesellschaftlichen Beziehungen nahmen ihn viel zu sehr in Anspruch, als daß er Zeit gewonnen hätte, ihrer Entwickelung eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Um ihre Erziehung vollends kümmerte er sich gar nicht. Diese überließ er ganz seiner Frau, besonders seit er sich überzeugt hatte, daß er sich mit ihr über die Differenzpunkte ihrer beiderseitigen Ansichten doch nicht würde verständigen können.

Die Geheimeräthin ließ es denn auch nicht an Eifer, Therese nach ihren Grundsätzen zu erziehen, fehlen; im Gegentheil, sie that darin eher zu viel, als zu wenig. Je mehr sie nach Opferung ihres adligen Namens auf die strenge Innehaltung der aristokratischen Umgangsformen hielt und je öfter ihr Gemahl mit bürgerlicher Nonchalance dagegen verstieß, um so mehr hielt sie es für ihre Pflicht, Therese zu einem würdigen Sprößling *ihres* Stammes auszubilden und sie auf diese Weise zu einer dereinstigen Rückverpflanzung in den bevorzugten Boden zu befähigen. Sie ward daher nicht müde, Therese zu hofmeistern und von ihr vor Allem die genaue Beobachtung der ihr gegebenen

Anstandsregeln zu fordern. Diese hätte derselben kaum bedurft, denn sie besaß von Natur eine Anmuth und Grazie, zu welcher die Erziehung nur wenig hinzu zu thun vermochte. Aber sie war daneben zugleich ein Kind im vollen Sinne des Worts, das sich nicht wie ein Hoffräulein zu bewegen liebt. Sie leistete daher den übertriebenen, unzeitigen Ansprüchen ihrer Mutter doch nicht Genüge und mußte deßhalb von dieser fort und fort Rügen und Zurechtweisungen erfahren. Dies flößte ihr einen Widerwillen gegen die ganze Erziehungsweise ein, ja brachte sie zu ihrer Mutter in ein Verhältniß, das kühler und förmlicher war, als es zwischen Mutter und Tochter natürlich ist. Sie gab sich alle Mühe, vor ihren Augen den empfangenen Vorschriften gemäß zu erscheinen. Wenn sie aber allein war, gab sie sich um so mehr ihren natürlichen Empfindungen hin, und statt das Zusammensein mit ihrer Mutter zu suchen, wich sie demselben so viel als möglich aus.

An Gelegenheit dazu fehlte es nicht, denn auch die Geheimeräthin war durch ihre geselligen Beziehungen stark in Anspruch genommen. Therese war daher schon in ihren Kinderjahren viel sich selbst oder der zu ihrer Gesellschaft angenommenen Bonne überlassen; und in noch ausgedehnterem Maaße war dies der Fall, als ihr Gesundheitszustand den Arzt zu der Forderung veranlaßte, sie längere Zeit auf dem Lande wohnen

zu lassen. In Folge dieser Anordnung lebte sie mehrere Jahre hintereinander, die strengsten Wintermonate ausgenommen, mit einer Gouvernante auf einem Landgute ihres Vaters, und sie kam während dieser Zeit mit ihren Eltern nur zusammen, wenn diese an schönen Sommertagen zu ihr hinausfuhren oder sie zu irgend einer städtischen Lustbarkeit zu sich herein kommen ließen.

Therese verlebte hier sehr glückliche Zeiten. Die Gouvernante war eine stille Verehrerin der lyrischen Poesie und wußte auch Therese für dieselbe zu gewinnen. Das Landgut hatte eine reizende Lage, namentlich sehr schöne Park- und Waldpartieen, die ohnehin geeignet sind, ein jugendliches Gemüth leicht in poetische Stimmung zu versetzen; an Zeit zum Sinnen und Ausspinnen der Phantasiebilder fehlte es nicht; es war also kein Wunder, wenn Therese schon hier die Keime einer sinnigen, poetischen Natur in sich aufnahm.

Als sie von ihrer Kränklichkeit wieder vollkommen genesen war, hatte sie inzwischen ein Alter erreicht, in dem an ihre höhere Ausbildung gedacht werden mußte. Das eigne Haus und die große Stadt schienen dazu um so weniger geeignet, als bereits die politischen Erstrebungen und Bewegungen fast alles Interesse für sich in Anspruch nahmen. Man zog es daher vor, sie in die Pension einer kleineren Stadt zu bringen, die

sich nicht mit Unrecht eines ganz besonderen Rufes erfreute.

Hier erhielt die poetische Richtung Theresens neue Nahrung. Zwar die Vorsteherin des Instituts trug dazu wenig bei: denn ihr war es hauptsächlich um Beibringung der fremden Sprachen und derjenigen Kenntnisse zu thun, mit denen sie bei öffentlichen Prüfungen am Besten glänzen konnte. Aber den deutschen Unterricht an ihrer Anstalt hatte sie einem Professor des Gymnasiums übertragen müssen, der sich in seiner Unterrichtssphäre volle Freiheit ausbedungen hatte; und dieser, ein eifriger Verehrer Schillers und seiner Ideen über eine ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, ließ es sich sehr angelegen sein, auch die ihm anvertrauten Zöglinge für seine Weltanschauung zu gewinnen. Im Allgemeinen hatten seine Bemühungen keinen großen Erfolg, denn die Mehrzahl der Pensionärinnen war für den Ernst, womit er die Sache anfaßte, zu flatterhaft. Um so enger aber schlossen sich ihm diejenigen an, die ohnehin für Poesie empfänglich waren, und unter diesen gehörte Therese zu den eifrigsten. Auch sie wurde unter seiner Leitung in engem Freundschaftsbündniß mit seiner ihr geistesverwandten Tochter Margarethe zu einer feurigen Verehrerin Schillers und lebte sich allmälig ganz in die aus seinen Dichtungen geschöpfte Lebensanschauung ein.

Ihre Eltern erfuhren hiervon sehr wenig. Sie

stand denselben nicht nahe genug, daß sie das Bedürfniß gefühlt hätte, sich in ihren Briefen an sie über solche Dinge auszusprechen. Was sie in diesem Betracht auf dem Herzen hatte, entlud sie in Briefen an ihre Freundin Margarethe, mit welcher sie, trotzdem daß sie sich täglich sahen und sprachen, auch noch eine lebhafte Correspondenz führte. Ueberdies fiel diese Entwicklung in die Jahre der allgemeinen Aufregung, in denen ihre Eltern viel zu sehr mit den Wirren des Tages beschäftigt waren, als daß sie für die Richtung, welche Therese nahm, eine besondere Aufmerksamkeit gehabt hätten. Diese Zeitverhältnisse waren auch der Grund, daß man sie länger, als sonst wohl geschehen wäre, in der Pension ließ.

Erst als sich nach Herstellung der Ruhe und Ordnung die gesellschaftlichen Verhältnisse wieder so gestaltet hatten, daß sie den Wünschen und Bedürfnissen eines jungen Mädchens zu entsprechen schienen, ward Therese in die Familie zurückgenommen. Sie riß sich aus den ihr lieb gewordenen Verhältnissen und namentlich von ihrer Freundin mit schwerem Herzen los und vermochte sich mit den Zuständen, in die sie jetzt eintrat, nicht recht zu befreunden. Sie erkannte mit Dank, wie sehr ihre Eltern bemüht waren, sie alle Genüsse des höheren Gesellschaftslebens, alle Vorzüge der Residenz, alle Annehmlichkeiten des Reichthums im vollsten Maaße genießen zu lassen, und that alles

Mögliche, sie glauben zu machen, daß sie sich darüber freue. Die innersten Bedürfnisse ihres Herzens und Geistes aber vermochten diese Vergnügungen nicht zu befriedigen. Sie vermißte schmerzlich die liebevolle Beschäftigung mit Poesie und Kunst, besonders aber den Umgang mit ihrer Freundin, die ihr durch keine der Freundinnen, die sie hier fand, ersetzt wurde.

Der briefliche Verkehr mit Margarethe war ihr daher jetzt das Liebste von Allem, was sie that und trieb. In ihm entfaltete sich ihr eigentliches Wesen, während der Welt, die sie umrauschte, fast nur ihre Erscheinung angehörte, die bei alledem noch reizend genug war, um die Gesellschaft von dem, was sie ihr vorenthielt, nichts vermissen zu lassen. Ueberhaupt bekamen ihre Umgangskreise, ja selbst ihre Eltern von dem, was ihr abging, kaum eine Ahnung. In ihrem Innern war sie allerdings nicht frei von einer zuweilen schmerzlichen Sehnsucht nach einem Edleren und Höheren; aber dieses Gefühl nahm bei ihr nichts Krankhaftes an. Ihre Liebe zum Schönen war keine empfindsame Schwärmerei ins Blaue hinein, sondern ein offner, gesunder Sinn für die Beschaffenheit der wirklichen Erscheinungen, in denen sich das Schöne ihr offenbarte, verbunden mit dem Bedürfniß, das, was sie mit dem Gefühl erfaßt hatte, auch mit dem Verstande zu begreifen und mit Klarheit in Worten auszudrücken. Andererseits war in ihr auch keine Spur

unreifer Altklugheit oder jener Neigung, mit noch unverarbeiteten Kenntnissen zu prunken; vielmehr hatte sie sich die volle jugendliche Naivetät und Frische bewahrt. Der Kern ihres Wesens, so weit er sich bis jetzt ausgebildet hatte, bestand daher aus einer eigenthümlichen Mischung von Sentimentalität und Naivetät, Gemüthstiefe und Verstandesklarheit — ein noch nicht ausgegohrener, abgeklärter Most, aber immerhin schon von lieblichem Geschmack und einen gehaltvollen Wein mit duftiger Blume verrathend. Wir vermögen dies am Besten aus ihren Briefen zu erkennen, die wir freilich nur aus der Erinnerung wiederzugeben im Stande sind.

„Du meinst“ — schrieb sie in einem derselben — „meine Sehnsucht nach Euren ästhetischen Abenden könne von mir nur scherzhaft gemeint sein: denn die bescheidenen Freuden, welche sie gewährten, seien ja mit den Genüssen, die eine große Stadt biete, gar nicht zu vergleichen. Ach, Margarethe, diese Genüsse sehen aus der Ferne viel verlockender aus, als sie wirklich sind! Freilich nimmt es sich unsäglich großartiger und imposanter aus, wenn Schillers „Jungfrau“ mit allem Glanze, deren die Bühne fähig ist, und von mehr oder minder trefflichen Künstlern dargestellt, über die Bretter geht, als wenn sie an Eurem runden Familientisch von einigen dünnstimmigen Backfischchen und mutirenden Primanern mit seltsam vertheilten Rollen

gelesen wird, und Mozart's Opern, im Opernhause aufgeführt, Beethoven's Symphonien, von einem hundertstimmigen Orchester vorgetragen, klingen freilich anders, als in den magern Arrangements und Klavierauszügen, mit denen wir uns bei unseren musikalischen Soireen behelfen mußten. Aber Zweierlei vermiss' ich bei unseren hiesigen Genüssen doch: die eigne Mitbethätigung und die liebevolle Versenkung in die einzelnen und tiefer liegenden Schönheiten. Hier hab' ich nichts dabei zu thun, als daß ich mit Papa oder Mama hinfahre, ein paar Stunden ruhig dasitze, in den Pausen darüber einige nichtssagende Redensarten auswechsele und dann mich wieder nach Hause fahren lasse. Das Auffassen und das dazu nöthige Aufpassen ist allerdings auch eine Thätigkeit; aber ich gestehe Dir, daß ich damit nicht recht fertig zu werden vermag. Es rauscht Alles mit unaufhaltsamem Wellenschlage an mir vorüber. Kaum ist ein Schönes aufgetaucht, so ist es auch schon wieder verschwunden; und wenn man ihm mit dem Gedanken zu folgen sucht, versäumt man darüber das neue Schöne, welches ihm folgt. So erhalt' ich vom Einzelnen nur sehr flüchtige und lückenhafte Bilder, und was kann mir zuletzt ein Ganzes sein, das sich mir aus unverstandenen Einzelheiten zusammensetzt? — Ich scheide daher von dem Genuß solcher Kunstwerke immer mit dem peinlichen Gefühl, sie nur höchst dürftig und oberflächlich aufgefaßt zu

haben. Ich empfinde mit Beschämung, daß es mir für ein volles Verständniß derselben noch an der nöthigen Vorbildung gebricht, daß ich doch noch länger hätte bei Euch bleiben sollen! — Meine Eltern freilich und mit wem ich sonst hier verkehre, kommen den Dingen auch nicht näher als ich. Aber sie machen sich darüber keine Scrupel, ja sie haben gar keinen Begriff dafür, daß es in der Poesie und Kunst überhaupt noch einen anderen Genuß giebt als den, welchen Aug' und Ohr in aller Bequemlichkeit oben abzuschöpfen vermögen. Ihr Genuß ist denn auch danach! Im glücklichsten Fall entladet er sich in einem: Himmlisch! Göttlich! Allerliebst! oder einigen üblichen Redensarten über excellente Stimme, herrlichen timbre, famosen Vortrag u. s. w., und dann ist's damit vorbei. Such' ich über dies und das, was mir dunkel geblieben, eine Belehrung, so blickt man mich verwundert an und fertigt mich mit einer Antwort ab, die mir beweist, daß sie die Sache noch weniger als ich selbst verstanden haben, ja gar nicht begreifen, daß es dabei überhaupt etwas zu verstehen giebt. Daher bleiben sie denn auch solchen Kunstwerken, bei denen die Schönheit tiefer liegt, möglichst fern und halten sich dafür an solche, die sich in ein paar Stunden gründlich ausgenießen lassen, mir aber kaum werth erscheinen, überhaupt genossen zu werden.

Du glaubst daher nicht, wie selten ich hier eigentlich

zu einem wirklichen Kunstgenuß komme. Von den Werken unserer klassischen Dichter und Tonkünstler hab' ich bis jetzt kaum zwei, drei zu sehen bekommen. Ich erkenne, es ist für Mama stets ein Opfer, mit mir solche Vorstellungen und Concerte zu besuchen, und so hab' ich darauf verzichtet, sie ferner darum zu bitten. Die wenigen Abende, die nicht von Gesellschaften und Bällen in Anspruch genommen sind, werden den ephemeren Tagesneuigkeiten, französischen Lustspielen, Birch-Pfeiffer'schen Zugstücken, Bellini'schen Opern, und besonders den faden, aber sinnebetäubenden Zaubern des Ballets gewidmet. Will ich daher etwas von meinen Lieblingen genießen, muß ich mich mit ihnen ganz allein und in aller Stille in meinem Stübchen beschäftigen. Ich vermisse aber dabei gar sehr einen mir mit Rath und Belehrung beistehenden Führer, wie Deinen Vater, und eine mitempfindende Freundin, wie Dich!"

„Neulich" — schrieb sie in einem der nächsten Briefe — „hab' ich Goethe's „Tasso" gelesen. Ich habe dabei auf das Klarste empfunden, wie sehr Dein Vater Recht hat, wenn er zwar zugab, daß Goethe unserem Schiller an feiner Auffassung und Darstellung des Lebens überlegen sei, gleichwohl aber Schiller darum für den dem menschlichen Herzen näher stehenden und es mächtiger packenden Dichter erklärte, weil er dem Menschen nicht zumuthe, schon in der Wirklich-

keit das Vollkommene und Befriedigende zu finden. Glaubst Du wohl, daß es Schiller über das Herz gebracht hätte, den armen Tasso so leiden zu lassen, ohne uns zugleich die Unvollkommenheit der Welt, in der so etwas möglich ist, mit empfinden zu lassen? Goethe dagegen giebt uns das Schicksal des Dichters, als ob es nicht bloß so wäre, sondern auch so sein müßte, als ob die Menschen, die ihn lieben, im vollsten Rechte wären, wenn sie ihn um einiger Verirrungen und Verstöße willen seinem Unglück überlassen. Ueber die herzlose Prinzessin, gesteh' ich Dir, hab' ich mich in der Stille recht geärgert. Sie kommt mir wie eine Rose vor, die den geliebten Dichter mit der ganzen Lieblichkeit ihrer Farben und der ganzen Süßigkeit ihres Duftes berauscht, nur um ihn, wenn er von ihrer entgegenkommenden Anmuth überwältigt seine Hand nach ihr streckt, kalt und stolz ihre stechenden Dornen empfinden zu lassen. Kann so die ächte, innige Liebe handeln? Was ist eine Liebe, die sich so demüthig den Forderungen einer unnatürlichen Etiquette unterordnet? — O, wenn sie auch nur den Dichter, die Poesie in ihm verehrt hätte, sie würde der sich selbst vergessenden Gefühlsgluth des Dichters gegenüber nicht an die durchlauchtigste Hoheit der Prinzessin gedacht, sich durch die freie Entfaltung seiner Liebe nicht verletzt, sondern geehrt, beseligt gefühlt haben! Sie würde im ungeschmälerten Austausch der Empfindungen lieber mit

ihm untergegangen, als fähig gewesen sein, ihn um der Erhaltung ihrer fürstlichen Würde willen vereinsamt und verstoßen der Verzweiflung zu überlassen! — Du lachst vielleicht über mich und meinst, ich habe gut reden! Aber ich betheure Dir, wenn ich eine solche Prinzessin wäre und ein Mann wie Tasso mich liebte, ich würde ganz anders handeln! Liebt' ich ihn nicht wieder, würd' ich mich von vornherein ihm fern halten und auf keine Weise seine Gefühle nähren. Theilte ich aber seine Empfindung, dann sollte keine Macht der Erde mich abhalten, ihm meine Prinzeßlichkeit zum Opfer zu bringen. Du lächelst und meinst, man werde mich schon zu zwingen wissen? — Nun zum Glück hat mich ja der Himmel zu keiner Prinzessin gemacht und vor einem Tasso, der solche Macht über mein Herz gewönne, werd' ich wohl auch sicher sein können! Da hab' ich nicht nöthig eine Probe zu bestehen, und die Hofmarschälle und Oberhofmeisterinnen werden vor schweren Sorgen und die Welt vor einem unerhörten Skandal bewahrt bleiben."

In einem anderen Briefe schrieb sie: „Du wunderst Dich darüber, daß ich hier in der großen Stadt Niemand zu finden wisse, der sich in gleicher Weise, wie ich, für Poesie und Kunst interessire. Natürlich wird es an Leuten, die mir in dieser Beziehung geistesverwandt sind, hier nicht fehlen. Aber wo und wie find' ich sie? — Mein Vater, obschon in manchem

Betracht selbst nicht ohne Poesie, verachtet eigentlich Alles, was Poesie und Dichtung heißt, gründlich. Er betrachtet die Dichter nicht nur als überflüssige, sondern sogar als gemeinschädliche Subjecte und gießt über sie und Alle, die sie verehren, nur allzu gern seinen Spott aus. Ich selbst muß viel von seinen Neckereien ausstehen, und er würde meiner Neigung vielleicht noch ernstlicher entgegentreten, wenn er darin nicht eine bloß vorübergehende jugendliche Thorheit erblickte und wirklich eine Freude darin fände, mir in Allem so viel als möglich zu Willen zu sein.

Meine Mutter steht der ästhetischen Richtung weniger fern. Sie hält eine gewisse Bildung und Bekanntschaft mit der schönen Literatur sogar für nothwendig, doch nur in so weit, als ausreicht, um sich müßige Stunden bequem damit ausfüllen und in Gesellschaft über die gerade Sensation machenden Erscheinungen mitsprechen zu können. Mühe und Anstrengung darf es ihr nicht machen. Sie lies't daher fast nur Romane, und unter diesen hauptsächlich solche, die unmittelbar durch ihre Geschichte interessiren. Alles, was darüber hinausgeht, findet sie langweilig. Die Werke unserer Classiker hat sie in ihrer Jugend gelesen und hält damit die Sache für abgemacht. Sich gründlicher mit ihnen zu beschäftigen, hält sie für Pedanterie und glaubt, man bringe sich damit um den wahren Genuß. Sie billigt daher meine Art und

Weise, sie zu studiren, nicht und sucht mich geflissentlich davon abzuziehen. In dieser Hinsicht trete ich ihr jedoch mit Entschiedenheit entgegen, und sie läßt mich wenigstens so weit gewähren, als ich die Zeit, die ich den Dichtern widme, nicht ihr oder der Geselligkeit entziehe. Auch läßt sie sich wohl in Disputation mit mir ein, oder entschließt sich zur Lesung eines von mir gepriesenen Buchs; jedoch nur um mich von der Falschheit meines Geschmacks zu überzeugen und mich zu ihrer Ansicht zu bekehren.

Ungefähr von derselben Denkweise, wie meine Eltern, sind auch alle diejenigen Personen, mit denen sie in engerem Verkehr stehen — die Herren wie die Damen, die Jungen wie die Alten. Nur Einer ist unter ihnen, der mir gegenüber eine gewisse Bewunderung unserer großen Dichter affectirt, wie es scheint, um sich bei mir damit beliebt zu machen. Aber er wird mir dadurch nur noch unausstehlicher, als er mir ohnehin schon ist. Alles, was er sagt, ist leere, unempfundene Phrase, und aus der Art und Weise, wie er spricht, wenn er sich von mir unbemerkt glaubt, erkenne ich deutlich, daß von einem Gefühl für das Schöne überhaupt keine Spur in ihm ist. Er scheint mir nichts, als ein kalt berechnender Verstandesmensch, ein schlauer geriebener Weltmann zu sein. Uebrigens wird er als Jurist und Staatsmann hochgefeiert und nimmt bereits eine bedeutende Stellung ein. Wahr-

scheinlich hast auch Du schon von ihm gehört; es ist der Oberstaatsanwalt Graf Karpinski. Auch mein Vater schätzt ihn hoch und steht mit ihm, wie mir scheint, auch in geschäftlicher Beziehung. Er ist fast täglich in unserem Hause, drängt sich sehr an mich heran und trägt nicht wenig dazu bei, mir das gesellschaftliche Leben in unserem Hause zu verleiden.

Unter den jungen Damen unseres Umgangskreises ist nur eine einzige, die wenigstens durch eine gewisse Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit Anspruch auf den Namen einer Freundin hat — Alwine. Sie ist ein sehr schönes, reizendes und in vielem Betracht liebenswürdiges Mädchen, aber einen Sinn für etwas Höheres hat sie nicht. Die Hauptsache, wofür sie sich interessirt, ist die Toilette. Gesellschaften, Bälle, Promenaden, wo sie sich zeigen und bewundern lassen kann, sind die Sphären, in denen sie ihr Paradies findet. Die schönste Hahnenfeder auf ihrem Hut zu haben, den elegantesten Mantel spazieren zu führen, und in der umfangreichsten Crinoline einherzurauschen — das macht die höchste Summe ihres Lebensglücks aus. In diesen Dingen besitzt sie auch wirklich viel Geschmack im Geiste der heutigen Mode, und meine Mutter hält sie mir stets als Muster vor. Ich bequeme mich darin ganz ihren Wünschen, ziehe sie bei meinen Einkäufen regelmäßig zu Rathe und verdanke ihr daher den Ruhm, ebenfalls für eine der elegante-

sten Damen zu gelten. Zuweilen beneid' ich sie, daß sie diese Dinge so glücklich machen können, zuweilen bedaure ich sie wieder, daß ihre Eltern nicht in gleichem Grade, wie die meinigen, die Mittel besitzen, ihr jeden ihrer Wünsche zu gewähren. Glücklicherweise hat sie im Senator Busse einen reichen Onkel, der sie sehr lieb hat und sich Manches, was ihr die Eltern nicht gewähren können, von ihr abschmeicheln läßt, obschon er eigentlich ihren Sinn für Tand und Flitter nicht billigt. Wollte Gott, es gäbe auch für mich einen Onkel, dem ich die Erfüllung meiner geistigen Wünsche abschmeicheln könnte! Aber solche Onkel scheinen noch seltener zu sein, als die mit vollen Beuteln.

Ein etwas späterer Brief lautete: „Heute bin ich durch Alwine in eine große Unruhe und Aufregung versetzt. Ich hatte schon länger bemerkt, daß sie, die sonst frei von jedem Neid war und mir sogar die glänzenderen Stoffe und kostbareren Schmucksachen meiner Toilette nicht mißgönnte, es übel empfand, wenn sich Karpinski mehr mit mir als ihr beschäftigte. Ich hielt dies anfangs für nichts als eine kleine Eitelkeit und nahm davon nicht weiter Notiz. Als ich aber bemerkte, daß es sie förmlich zu kränken schien, kam ich auf den Gedanken, sie könne am Ende gar zu diesem Menschen eine Neigung gefaßt haben, und da ich ihn einer solchen für unwürdig hielt, machte ich den Versuch, sie in dieser Beziehung auszuforschen und

zu warnen. Sie suchte mir anfangs auszuweichen, endlich aber verlor sie die Fassung, stürzte mir mit einem Thränenstrom an die Brust und gestand mir, daß sie allerdings Karpinski liebe, aber ganz gewiß diese Neigung und ihre Eifersucht gegen mich bekämpfen werde, da sie ja doch wisse, daß er mich liebe und ich ihm bereits zur Braut bestimmt sei. Ich mußte über diese Eröffnung von Herzen lachen, denn ich hielt sie für ein bloßes Geschöpf ihrer eifersüchtigen Phantasie. Sie aber betheuerte mir, daß dem keineswegs so sei. Sie wisse durch ihre Eltern bestimmt, daß unsere Verbindung eine zwischen meinem Vater und dem Grafen fest abgemachte Sache sei, und wenn man mir noch nichts davon gesagt habe, so sei das jedenfalls nur geschehen, weil man den rechten Zeitpunkt noch nicht gekommen glaube.

Sie gab mir für diese Mittheilung Belege, die den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit hatten. Du kannst Dir also vorstellen, Margaretha, wie sehr ich dadurch erschreckt und in Angst versetzt bin. Diesem Karpinski also will man mich geben? Ihm, der mir von allen Männern, die ich bis jetzt kenne, der widerwärtigste ist? In dessen Nähe mich stets ein unheimliches Gefühl überfällt, ähnlich dem, wie ich es in der Nähe einer großen Kreuzspinne empfinde? — Meinen Eltern freilich muß er ganz anders erscheinen, denn diese behandeln ihn als den liebsten und vertrautesten

ihrer Freunde. Meine Mutter ist entzückt von seiner weltmännischen Gewandtheit und Feinheit, und mein Vater kann nicht genug rühmen, welche Verdienste er sich bereits um den Staat erworben habe, und was für ein speculativer, fein berechnender Kopf er sei. Seit er ihn zum Rather und Geschäftsfreunde habe, seien all' seine Unternehmungen durch die glänzendsten Erfolge gekrönt. Dazu kommt, daß er Graf ist, sehr reich sein soll, schon jetzt eine hohe Stellung einnimmt und sogar Aussicht haben soll, Minister zu werden. Das Alles ist freilich dazu angethan, ihn den Eltern als eine glänzende Partie erscheinen zu lassen und ihnen die Meinung einzuflößen, als würden sie mich durch eine Verbindung mit ihm wer weiß wie glücklich machen. O, was werden sie sagen, wenn ich ihnen erklären muß, daß sie sich geirrt haben, daß er mir verhaßt ist, daß ich nun und nimmermehr in eine Verbindung mit ihm willigen werde? — Werden sie mich begreifen? Werden sie nicht meine Gründe hören wollen, und was für welche kann ich ihnen sagen, als solche, die sie nicht verstehen, nicht gelten lassen? — Nur das, was sie das Reelle nennen, ist ihnen ja etwas! Daß es höhere Güter, Bedürfnisse des Herzens und Geistes giebt, davon haben sie keine Ahnung. Sie betrachten dergleichen als jugendliche Phantasiegebilde und gefährliche Thorheiten, denen sie mit ihrem reiferen Verstande pflichtgemäß entgegentreten müssen; sie werden

nicht auf mich hören, zu meinen Einwendungen und Beschwörungen mit der Ruhe überlegener Weisheit lächeln, und in dem Wahn, mich glücklich zu machen, mit Gewalt mich ins Unglück hineinstoßen.

Gewalt? — O wenn ich nur die Gewalt zu fürchten hätte — der würd' ich mich vielleicht widersetzen, Gewalt mit Gewalt bezwingen können! — Aber wie, wenn sie an meine kindliche Liebe, meine Dankbarkeit appelliren? wenn sie sich durch meinen Widerspruch tief gekränkt fühlen? Werd' ich auch die stillen Vorwürfe, die abgehärmten Mienen, die stummen Seufzer ertragen können? — O Margarethe, mir wird schon jetzt schwül und bange, wenn ich mir denke, daß es dahin kommen könnte, wenn ich wirklich einst in die verzweifelte Lage gebracht würde, entweder meine Eltern unglücklich machen zu müssen oder selbst unglücklich zu werden! — Mein einziger Trost ist noch die Hoffnung daß es nicht ganz so ist, wie Alwine glaubt, oder daß sich doch meine Eltern durch meine Bitten erweichen lassen, vielleicht auch Karpinski selbst zurücktritt, wenn er merkt, daß er mir verhaßt, unausstehlich ist!

Und daß er dies merke, recht handgreiflich merke, dafür, Margarethe, werd' ich sorgen! Ich habe ihn ohnehin nicht verwöhnt. Aber doch bin ich ihm mit meiner natürlichen Gutherzigkeit und derjenigen Freundlichkeit entgegengekommen, die ich dem Freunde meiner Eltern schuldig zu sein glaubte. Aber davon soll er

jetzt nichts mehr zu spüren bekommen! Kalt, eiskalt, werd' ich ihm von nun an begegnen! Es soll ihm in meiner Nähe auch nicht besser werden, als mir in der meinigen! Wie am Nordpol soll er sich bei mir fühlen! Fürchten soll er, bei mir erfrieren zu müssen! Da will ich doch sehen, ob er auch dann noch Lust behält, aus Verlangen nach des Vaters Geldsäcken um die Hand der Tochter zu werben. Denn daß es ihm nicht um mich, sondern nur um die Millionen meines Vaters zu thun ist, kann er mit all' seiner Galanterie nicht verbergen. An der Stelle des Herzens sitzt ihm sicherlich nur, wie dem Harpagon, das Einmaleins; und zwar nicht das kleine, sondern das große! Oder wenn er ja noch eines Gefühls fähig wäre, dann wär' ich gewiß die Letzte, die es aus dem Schlaf zu rütteln vermöchte. Ich bin überzeugt, daß ihm Alwine eigentlich weit besser gefällt, als ich. Sie ist erstens viel schöner und reizender, zweitens braucht er sich im Gespräch mit ihr nicht so abzuquälen wie mit mir, und drittens kann ihm nicht verborgen geblieben sein, wie sehr sie ihn vor allen andern Männern auszeichnet, und das muß doch nothwendig seiner Eitelkeit schmeicheln! — Ja, die Beiden wären eigentlich die rechten Leute für einander. Er würde sie mit seinem Reichthum glücklich machen, und sie ihn durch ihr dankbares Herz und ihren lebenslustigen Sinn! Wie verkehrt und traurig, daß er das nicht einsieht, daß er vom Dämon der

Geldgier besessen ist und in seiner Verblendung für das wahre Glück keine Augen hat. — O Margarethe, ich beginne zu ahnen, daß das Leben doch nicht so schön ist, wie wir es uns träumten! Ich fürchte, mit der glückseligen, rosigen Kinderzeit ist es vorbei!"

Aus einer ganz andern Tonart lautete der folgende Brief: „Margarethe, Margarethe!" begann sie denselben. Mit so klopfendem Herzen, mit so zitternder Hand, wie heute, hab' ich mich noch nie an den Schreibtisch geflüchtet! Es ist etwas mit mir vorgegangen, etwas Großes, Gewaltiges! Und doch, wenn ich Dir sagen soll, worin es besteht, weiß ich es Dir nicht zu nennen! Was ich Dir mit Worten berichten kann, erscheint neben dem Eindruck, den es auf mich gemacht, so klein, so geringfügig, so alltäglich, daß Du nicht begreifen wirst, wie ich davon so mächtig erschüttert sein kann, und mich eine Schwärmerin, eine Phantastin nennen wirst, wenn ich Dir trotzdem betheuere, daß mir seit einigen Tagen ist, als hätte mich ein Adler auf seinen Nacken gesetzt und wäre mit mir dem Himmel, der Sonne zugeflogen, und ich badete mich nun abwechselnd in der unendlichen Lichtfülle über mir und dem wogenden Farbenmeer unter mir, jetzt in nie geahnter Seligkeit des freien Fluges in ätherischer Höhe mich freuend, und dann wieder mit unnennbarer Angst vor einem Hinabsturz in die schwindelnde Tiefe bangend. — Nicht wahr, Margarethe, Du ahnst nun

schon, was so plötzlich über mich gekommen? — Ja, ich werd' es wohl als das nehmen und gelten lassen müssen, was Du mir nennen willst, obschon ich eigentlich selbst nicht weiß, ob es wirklich so ist, oder ob ich nur von einem Traum geneckt werde — so neu, so räthselvoll, so geheimnißvoll erscheint mir selbst der Zustand, in dem ich mich befinde.

Doch Du willst wissen, was mich in diesen seltsamen Zustand versetzt hat? — O, wenn ich daran denke, mit welchen romantischen Farben wir uns oft den Moment, in dem ein solches Wunder vor sich gehen könnte, ausgemalt haben, dann schäm ich mich fast, den einfachen Hergang meiner Herzenswandlung zu erzählen. Wenigstens mußten wir uns in einem undurchdringlichen Walde verirrt haben, und von dem Unwiderstehlichen, der unser Herz in Fesseln schlagen sollte, aus Noth und Gefahr errettet werden! Oder wir fuhren in einer magischen Mondnacht über den Spiegel des Comer See's, hörten plötzlich einen melancholischen, herzdurchdringenden Gesang, der uns mit Gewalt an das Ufer lockt. Da sehen wir auf einem vorspringenden Felsen, ernst und dunkel gegen den mondhellen Himmel sich abhebend, die hohe, ideale Gestalt eines Mannes, dem, wie dem Lord Byron, wilde, schwarze Locken um das Haupt flattern. Er klagt der Nacht, den Sternen, den Wellen des See's, wie einsam, wie verlassen er ist, und ruft endlich, die Arme mit Sehnsucht in das

Leere ausstreckend: „O giebt es in dieser weiten Gotteswelt nirgends, nirgends ein Herz das meine Klagen vernimmt und Erbarmen hat mit meinen Leiden?“ Und wie von einer geheimen, göttlichen Macht durchzuckt müssen wir ihm antworten: „Ja, es giebt eins, Du Zagender! Steig herab, geliebter Mann, Du sollst nicht länger einsam weinen!“ — und damit war für alle Zeiten der Bund einer heiligen Liebe für uns geschlossen!

Erinnerst Du Dich wohl noch, Margarethe, dieser und ähnlicher Träumereien? — Nun, Du lächelst jetzt wohl selbst über diese Ausgeburten eines fünfzehnjährigen Mädchengehirns, und dann wirst Du vielleicht, was ich Dir jetzt zu erzählen habe, nicht ganz so unbegreiflich finden, wie von unseren früheren Standpunkten. Auch in dem scheinbar gemeinen Boden des alltäglichen, prosaischen Daseins schlummern die Keime dessen, was die höchste Poesie des Lebens ist.“

Therese erzählte nun ihrer Freundin ihre erste Begegnung mit Paul im Buchladen und schilderte dann wieder den wunderbaren, unvertilgbaren Eindruck, den Pauls Erscheinung auf sie gemacht hatte. „Seine Erscheinung?“ fuhr sie fort. „Nein! Diese, diese allein hätte ein solches Wunder nicht wirken können. Wohl ist er schön! Ich habe noch keinen Mann gesehen, dessen Gestalt, dessen Antlitz mir gleich sehr als ein Gebilde von innen heraus, gleich kraftvoll und maaß-

voll, gleich fest und geistdurchdrungen erschienen wäre. Seine freie, klare Stirn, der unergründliche Blick seines Auges, die fast etwas trotzige Nase, die schöne Harmonie der um seinen Mund spielenden Linien — Alles das hat sich mit unauslöschlichen Zügen in meine Seele geprägt! Aber doch war es nicht eigentlich das, was zuerst die Nerven in meinem Innersten beben gemacht. Nein, diese Wirkung kam von dem wunderbaren Klang seiner Stimme, von dem unbeschreiblichen Zauber seiner Rede und vor Allem von dem innersten Kern seiner Worte, von dem leuchtenden Blitzstrahl seiner unmittelbar von Seele zu Seele zuckenden Gedanken! — O Margarethe! Mit jedem Wort, das er sprach, überkam mich die beseligende Gewißheit, daß dies der Quell sei, nach dem ich gedürstet, daß hier das Ziel liege, nach dem ich gerungen. Was er auch sagte, es war, als wäre es aus meiner eigenen Seele geflossen! Und doch hätt' ich es so, wie er es sagte, nie, niemals sagen können. Ich fand in ihm nicht bloß mich selbst wieder, nein mehr, viel mehr als mich! Ich fand in ihm auch alles das, was mir zur wahren und vollen Entfaltung meines Wesens bisher gefehlt! Es war nur wenig, was er mit mir gesprochen. Aber in dem Wenigen lag der ganze Inbegriff dessen, was mich erregt und bewegt, beglückt und befriedigt. Ich mußte daran glauben, danach handeln, wie klar ich auch erkannte, daß ich mich damit auf immer von dem

Glauben meiner Eltern, von der Handlungsweise Aller, mit denen ich hier verkehre, lossagte. Ich fühle, er hat mich auf ewig, ewig an sich gefesselt! —

O Freundin meines Herzens — ihm zu gehören, ganz in ihm aufzugehen, es giebt nichts Seligeres, als diesen Gedanken. Aber — darf ich hoffen, daß dies jemals geschehen wird? Muß ich nicht fürchten, ihm, dem Unbekannten, nie, niemals wieder zu begegnen? — O dieser Gedanke ist ebenso qualvoll, als jener beseligend! — Wer ist er? Wo lebt er? Was treibt er? Gedenkt er meiner noch? Bin ich ihm nur ein Tausendstel von dem, was er mir ist? — Auf alle diese Fragen hab' ich keine Antwort! Es ist eine Thorheit, sie nur aufzuwerfen; mehr als Thorheit, einem Gefühl nachzuhängen, das in nichts wurzelt, als in einer zufälligen, flüchtigen, zukunftlosen Begegnung!

Und dennoch — ich muß! Ich kann nicht anders! So sehr mich mein Verstand zum Verzweifeln zwingt, so sehr giebt sich mein Herz der Hoffnung hin. Soll etwas, das so bedeutungsvoll, so glückverheißend begonnen, nur geboren sein, um sofort wieder zu Grabe getragen zu werden? Soll der vom Himmel zuckende Strahl nur in mein Herz gefallen sein, um in ihm und mit ihm spurlos zu verlodern? — Nein, so hart, so grausam kann der Himmel nicht sein! Der Gott, der mich mit ihm zusammengeführt, wird mich ihn wiederfinden lassen! Fort mit den Sorgen und Zwei-

feln! Ich werfe mich der Hoffnung in die Arme. Ach, Margarethe, es ist so süß in diesen Armen!"

Die nächstfolgenden Briefe lauteten wieder kleinmüthiger, theils weil sie ihn noch nicht wiedergesehen, theils weil sie aus Andeutungen ihrer Eltern entnehmen zu müssen glaubte, daß sie wirklich eine Verbindung zwischen ihr und Karpinski in Absicht hatten. Außerdem beunruhigte es sie auch, daß der vom Unbekannten ihr empfohlene Roman, für den sie sich selbst auf das Wärmste begeisterte, vor ihrer Mutter schlechterdings keine Gnade fand. Eine bange Ahnung sagte ihr, daß es dem Manne, der ihn empfohlen, wahrscheinlich nicht besser gehen werde, als dem Buche.

Um so jubelvoller war ihr Brief nach ihrer zweiten Begegnung mit Paul, und noch aufjauchzender der, in welchem sie der Freundin sein Erscheinen in ihrem Hause, das mit ihm angeknüpfte Freundschaftsverhältniß, ihr Entzücken über Alles, was sie bei dieser Gelegenheit von ihm gesehen und gehört hatte, und vor Allem die beseligenden Anzeichen seiner Gegenliebe mittheilte. Sie sah nach dieser Wendung, welche die kühnsten ihrer Hoffnungen überflügelt hatte, Alles in rosigstem Lichte, alle Hindernisse schienen ihr überwunden, und selbst das feindselige Zusammentreffen des Geliebten mit Karpinski, das für Paul von so niederdrückender Wirkung gewesen war, hatte sie nicht aus ihrem Himmel zu reißen vermocht. Unmittelbar

nach Entfernung der Gäste war sie auf ihr Zimmer geeilt und hier ließ sie die Ueberfülle ihrer Empfindungen sich um so rückhaltloser ergießen, je mehr sie dieselben vor den Augen der Uebrigen in die Schranken der geselligen Formen hatte einengen müssen.

Erst in den folgenden Tagen tauchten auch in ihr ähnliche Besorgnisse wie die, welche Paul gequält hatten, auf. Wird er, fragte sie sich, in eine Familie zurückkehren mögen, die mit seinen Grundsätzen im schroffsten Widerspruche steht? in welcher er stets fürchten muß, mit seinem schlimmsten Gegner zusammenzutreffen? — O, rief sie dann, sich selbst tröstend, aus: wenn er mich liebt, wie ich ihn liebe, dann wird er es, dann muß er es! Die Liebe duldet, die Liebe überwindet ja Alles! — Aber — fuhr sie dann mit neuen Bedenken fort — wenn er nun auch kommt, wird die Freundschaft zwischen ihm und den Meinigen von Bestand sein können? Werden sich nicht allzubald Zerwürfnisse daraus entwickeln, die alle angeknüpften Fäden wieder zerreißen, alle meine Hoffnungen wieder zertrümmern? — Sie mußte sich mit beklommenem Herzen gestehen, daß sie diese Befürchtungen nicht mit gleicher Zuversicht von sich abzuwerfen vermochte.

Gleichwohl verlor sie den Muth nicht. „Ja," schrieb sie an Margarethe, „an schweren Kämpfen wird es nicht fehlen! Aber giebt es denn irgend ein Schönes, das nicht erkämpft werden müßte? Und ist

er nicht ein Mann, der zu kämpfen versteht? Hat er diesen Karpinski vor den Schranken des Gerichts in den Sand geworfen, wird er ihn auch im Kampf der Liebe zu Boden strecken. Hat er doch jetzt mich zur Bundesgenossin! Und ich werd' ihm tapfer zur Seite stehen! Wir wollen doch sehen, was man gegen uns auszurichten vermag, wenn wir treu und fest zusammenhalten!"

Eine Unruhe anderer Art überkam sie, wenn sie an die Unterhaltungen dachte, die zwischen ihnen verabredet waren. Wußte sie auch, daß dabei an einen förmlichen „philosophischen Cursus", wie ihr Vater sich scherzweise ausgedrückt hatte, nicht zu denken sei, so unterlag es doch keinem Zweifel, daß es wirklich zwischen ihnen zur Erörterung ernster Fragen kommen werde, weil dies eben so sehr in des Geliebten Charakter, als in ihren eigenen Wünschen lag. Würde sie nun im Stande sein, in dieser Beziehung seinen Ansprüchen und Erwartungen zu genügen?

„Ach, Margarethe," — schrieb sie hierüber an ihre Freundin — „so ungeduldig ich dem Abend, wo ich ihn wiedersehen soll, entgegenharre, so sehr bangt mir zugleich davor. Werd' ich ihm nicht als ein gar zu einfältiges, unwissendes Gänschen erscheinen? Werd' ich aufzufassen vermögen, was er mir zur Belehrung sagen will? Und wenn ich ihn nicht verstehe, wird ihn das nicht an mir irre werden lassen, ihn ungeduldig

machen und zuletzt von mir zurückstoßen? — Ich habe kürzlich eine Dorfgeschichte gelesen. In dieser wollte auch der Liebende seine Geliebte durch Unterricht zu sich emporheben. Aber sie capirte ihn nicht. Das machte erst ihn, dann sie verdrießlich, und zuletzt ging das ganze Verhältniß auseinander. Könnte das am Ende auch uns begegnen? — Es überläuft mich wirklich zuweilen heiß und kalt, wenn ich bedenke, daß ich mich seinen Belehrungen gegenüber eben so ungeschickt anstellen könnte, wie das Mädchen jener Dorfgeschichte. Nur eins tröstet mich. Wir lieben uns ja, und das thaten jene Beiden im Innersten ihres Herzens nicht. Die Liebe wird schon helfen; und an Eifer und gutem Willen soll's bei mir nicht fehlen! — Um ihm nicht allzu dumm entgegenzutreten, will ich noch heute zu Alwine gehen und versuchen, ob ich mir nicht aus der Bibliothek ihres Vaters ein paar philosophische Bücher verschaffen kann, die geeignet sind, mich für unseren „philosophischen Cursus" ein wenig vorzubereiten." —

Wirklich begab sich Therese noch desselbigen Tages zu Alwine und bat dieselbe, ihr ein solches Buch suchen zu helfen. Diese erklärte ihr aber, daß ihr von ihrer Mutter strengstens verboten sei, die Bücher ihres Papas anzurühren. Wenn sie also eins zu haben wünsche, müsse man diesen selbst darum bitten. Therese hätte ihre philosophische Wißbegierde eigentlich gern geheim gehalten; aber ihr Verlangen nach einem

solchem Buche war schon so mächtig in ihr geworden, daß sie es nicht mehr unterdrücken konnte. Sie trug daher wirklich dem Medicinalrath ihre Bitte vor. Da dieser, wie wir bereits aus einer Aeußerung seiner Frau wissen, ein erklärter Gegner aller Philosophie war, so besaß er der philosophischen Bücher selbst sehr wenige. Inzwischen entsann er sich, daß auch er vor längeren Jahren einmal von der Lust befallen sei, sich mit der Philosophie bekannt zu machen, und sich zu diesem Zweck Hegel's Encyklopädie der Philosophie angeschafft habe.

„Ja, ja," sagte er, indem ein eigenthümliches Lächeln über sein Gesicht spielte, „das ist das Buch, das Ihnen vor allen andern nützlich werden wird! Mir selbst hat es so gute Dienste geleistet, daß ich mir kein zweites habe anzuschaffen brauchen!"

Er ging nun, es zu holen, fand es nach längerem Suchen in einem der obersten Fächer, blies den Staub von demselben, blätterte ein wenig darin und übergab es dann Theresen mit der Bemerkung, daß er sich erlaubt habe, die Stelle, wo sie mit dem Studium desselben beginnen müsse, durch ein eingeknissenes Ohr zu bezeichnen. „Was vorausgeht," sagte er, „ist für Einen, der noch nicht die früheren Systeme der Philosophie durchgemacht hat, kaum verständlich. Aber hier, mit Paragraph 84 beginnt die eigentliche Weisheit, die um so leichter aufzufassen ist, als zu ihrem

Verständniß auch nicht das Mindeste von irgend einer Erfahrung oder anderen Kenntnissen vorausgesetzt wird. Hier stehen Sie gewissermaßen vor dem großen A des philosophischen Abc's!"

Theresen entging zwar die Ironie in den Worten des Geheimen Medicinalraths nicht; allein sie glaubte, daß dieselbe mehr der Philosophie überhaupt als dem ihr anempfohlenen Buche galt, an dessen Bedeutung sie um so weniger zweifelte, als ihr sehr wohl Hegel als der berühmteste aller neuen Philosophen bekannt war und sie auch wußte, daß Encyklopädien vorzugsweise den Zweck haben, in eine Wissenschaft einzuführen. Sie eilte daher, glücklich über den Schatz, dessen sie habhaft geworden war, nach Hause zurück und konnte vor Ungeduld kaum die Stunde erwarten, wo es ihr vergönnt war, sich ungestört an das Studium desselben zu machen.

„Gott sei Dank," rief sie, als sie spät Abends in ihr Schlafgemach trat. „Nun hab' ich das Alltagsgeschwätz hinter mir! Nun kann ich dem Worte der Weisheit mein Ohr leihen!" — Sie nahm nun mit einer gewissen Feierlichkeit vor ihrem Schreibtische Platz, rückte sich die Lampe zurecht und las sodann mit großer Spannung den ihr vom Medicinalrath bezeichneten Paragraphen. Er lautete:

„Das Seyn ist der Begriff nur an sich, die Bestimmungen desselben sind *seyende*, in ihrem

Unterschiede Andre gegeneinander, und ihre weitere Bestimmung (die Form des Dialektischen) ist ein Uebergehen in Anderes. Diese Fortbestimmung ist in Einem ein Heraussetzen und damit Entfalten des an sich seyenden Begriffs, und zugleich das Insichgehen des Seyns, ein Vertiefen desselben in sich selbst. Die Explication des Begriffs in der Sphäre des Seyns wird eben so sehr die Totalität des Seyns, als damit die Unmittelbarkeit des Seyns oder die Form des Seyns als solchen, aufgehoben wird."

Der Ausdruck, den ihr Gesicht bei und nach Lesung dieser Worte annahm, ist schwer zu beschreiben. Man merkte ihr an, daß ihr dieselben ganz so unverständlich geblieben waren, als wenn sie etwas Chinesisches oder Hebräisches vor sich gehabt hätte, daß sie aber trotzdem noch nicht etwas Unüberwindliches darin erkannte. Sie starrte sie eine Weile wie einen Menschen, der uns fremd und bekannt zugleich vorkommt, mit großen Augen an, schob dann kopfschüttelnd das Buch ein wenig von sich und rief endlich in mehr erheiterter als deprimirter Stimmung: „Ja, was soll denn das nur eigentlich heißen? Von dem Allen versteh' ich ja kein Sterbenswörtchen! Das ist ja ein recht vielversprechender Anfang!"

„Doch," fuhr sie in einem Weilchen fort, „ich darf

mich dadurch nicht abschrecken lassen! Aller Anfang ist schwer! Ich will es schon noch herausbekommen!"

Sie las nun den Paragraphen noch einmal, jedoch mit nicht besserem Erfolg. Sie las ihn zum dritten, vierten Mal, las ihn Wort für Wort, nahm damit, wie sie es im Institut gelernt hatte, eine grammatische und logische Analyse vor, aber — das Resultat blieb immer dasselbe. Sie rieb sich die Augen, schrob den Docht der Lampe höher, sprang auf und ging sinnend im Zimmer auf und ab, warf sich wieder in den Sessel, ließ das Köpfchen gedankenschwer auf die Lehne desselben sinken und starrte, wie auf Erleuchtung von oben hoffend, regungslos die Decke des Zimmers an. Aber Alles war vergeblich! Sie vermochte eher aus den bunt verschlungenen Linien und Arabesken der Deckenverzierungen einen Sinn herauszubringen, als aus den drei kurzen, einfachen Sätzen des Paragraphen.

„Himmel," rief sie, jetzt nach und nach an der Erzielung eines bessern Resultats verzweifelnd; „woran liegt es denn nur? Es ist ja doch deutsch! Es ist doch kein Ausdruck darin, den ich nicht verstünde? Bin ich verhext, oder sind es diese Worte?" —

Sie kam jetzt auf den Gedanken, der Medicinalrath habe sich wahrscheinlich einen Spaß mit ihr machen wollen und ihr gerade einen Paragraphen zum Anfang empfohlen, der für sich allein, ohne das ihm Vorausgeschickte, gar nicht zu verstehen sei. Sie machte

sich also daran, das Buch von vorn zu lesen, und anfangs kam es ihr vor, als ob die Sache so wirklich etwas besser ging. Es dauerte jedoch nicht lange, so ward ihr auch hier trüb und nebelhaft vor den Augen. Sie glaubte über solche Stellen hinwegschlüpfen zu können und erwartete Aufklärung vom Weiterlesen. Aber statt lichter wurde es nur immer dunkler um sie, und bald sah sie sich wieder inmitten eines so dichten, undurchdringlichen Nebels, daß ihr Hören und Sehen verging. Sie tappte nun blindlings bald dahin, bald dorthin und schlug auf gut Glück bald diese, bald jene Stelle des Buches auf; aber wohin sie auch blickte, überall dasselbe chaotische Nebelmeer, dieselbe ägyptische Finsterniß! — Da gingen ihr endlich Kraft und Muth aus, der Kopf begann ihr zu wirbeln, und halb an sich, halb an der Sache verzweifelnd, warf sie ärgerlich das trostlose Buch bei Seite.

Inzwischen war Mitternacht herangekommen, die Glocke, welche mit dumpfen Schlägen vom nahen Thurme herab Zwölf schlug, mahnte sie, zur Ruhe zu gehen. Kleinmüthig entkleidete sie sich, und mit der Sorge, was Paul von ihr denken werde, wenn er ihr vom Begriff eben so wenig einen Begriff beibringen könne, wie Hegel, bestieg sie ihr Lager. Glücklicherweise war mit dem Kleinmuth auch die Müdigkeit über sie gekommen, und es dauerte nicht lange, so wurde sie vom Schlaf aller Sorgen, die sie eben noch gequält

hatten, entbunden. Ehe der letzte Rest des Bewußtseins von ihr wich, hörte sie unter ihrem Fenster noch eine Schaar singender Studenten vorüberziehen und glaubte die Worte zu verstehen:

„Wozu nützet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach!“

VII.

Die Stunde der Soirée war gekommen. Paul, Karpinski, der Geheime Medicinalrath nebst Frau und Tochter und noch einige andere Gäste hatten sich eingefunden, die ersten Begrüßungen und nöthigen Vorstellungen waren abgethan, und man saß bereits, sich über gleichgültige Dinge unterhaltend, am Theetisch. Man konnte nicht sagen, daß das Gespräch jemals in's Stocken gekommen wär; aber doch wollte es nicht in rechten Zug kommen. Man fühlte heraus, daß sich Jeder seine Beisteuer zur Unterhaltung mit einem gewissen Zwange abnöthigen mußte. Zum Theil war hieran wohl die durch ein fremdartiges Element vermehrte Zusammensetzung der Gesellschaft Schuld; noch mehr aber der Umstand, daß Jeder in diesen Reden noch nicht das eigentliche und wahre Gespräch erblickte, sondern mit einer gewissen Spannung darauf wartete, wie es Paul anfangen werde, statt der Besprechung der Tagesneuigkeiten ein sogenanntes tieferes,

philosophisches Gespräch zu Stande zu bringen und sich hierbei gewissermaßen als Docenten und Meister aller Uebrigen zu produciren.

Natürlich war es bei den Meisten nicht Interesse an der Sache, was diese Spannung erzeugte, sondern vielmehr eine im Hintergrunde lauernde Schadenfreude, weil man fest überzeugt war, die Sache müsse irgend ein lächerliches Ende nehmen und Paul werde die Kosten der allgemeinen Heiterkeit zu tragen haben. Wirklich boshaft war diese Schadenfreude nur bei Karpinski, der sich im Stillen der Hoffnung hingab, vielleicht schon bei dieser Gelegenheit seinen Nebenbuhler als einen Ritter von der traurigen Gestalt in den Sand strecken und dadurch für immer beseitigen zu können, wenn auch zunächst nur auf dem Felde der Liebe. Die Uebrigen wollten nichts weiter als sich belustigen; ja der Finanzrath hatte sogar etwas Gutes dabei im Sinne. Er meinte, Paul könne vielleicht, wenn er sich durch seine Philosophie vor den Augen der Geliebten lächerlich mache, für immer von seinem unpraktischen Idealimus kurirt und für einen soliden Realismus gewonnen werden.

Mit ganz anderen Empfindungen harrte dem bevorstehenden Dialog Therese entgegen; aber ihre Spannung war darum nicht geringer. An dem Geliebten zu zweifeln, fiel ihr nicht ein; aber mit desto größerer Besorgniß dachte sie an sich. Ihr war es daher in

gewissem Sinne nicht unlieb, daß sich das gewöhnliche Gespräch länger hinschleppte, als sie sonst gewünscht haben würde; ja sie wußte nicht recht, ob sie ein Zustandekommen der von ihr selbst erbetenen Unterhaltung überhaupt noch wünschen sollte. Sie sollte ihr jedoch nicht geschenkt werden. In demselben Augenblicke, wo sie eben eine ungeduldige Frage Alwinen's geschickt abzuschneiden wußte und die Aufmerksamkeit auf die geschmackvolle Toilette derselben zu lenken suchte, ward plötzlich auch ihr das Wort abgeschnitten, indem ihr Vater ihr zurief: „Aber was ist das mit Dir, Therese? Ich höre Dich von nichts als von Tarlatan, Crep de Chine und Gaze de mille fleurs sprechen! Sind das die Stoffe, mit denen sich jetzt die Philosophie beschäftigt, oder hast Du ganz den philosophischen Cursus vergessen, den Du Dir vom Herrn Doctor erbeten hast?“

Therese wurde durch diese Frage sichtlich in Schrecken versetzt, und ehe sie über ihre Antwort noch mit sich im Reinen war, warf der Medicinalrath dazwischen: „Ach sieh! Auf einen philosophischen Cursus beim Herrn Doctor ist es abgesehen? — Nun weiß ich doch, warum man sich gestern Hegel's Encyklopädie von mir geholt hat! Nun, mein Fräulein — fuhr er, sich an sie wendend, fort — haben Sie tüchtig darin studirt und die gesuchte Weisheit darin gefunden?“

Ließ Therese schon vorher eine Befangenheit bemerken, so erschien sie jetzt förmlich wie mit Blut übergossen, und sie vermochte über diese Verlegenheit um so weniger rasch hinweg zu kommen, als fast alle Anwesende über die Gründlichkeit ihres Eifers und die Kühnheit ihres Unterfangens in verschiedenen Ausrufen ihre Verwunderung ausdrückten und selbst Paul ein mit Staunen gepaartes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Ja, warten Sie nur, rief sie, als sie endlich wieder zu Wort kommen konnte, mit zürnendem Kopfnicken dem Herrn von Urban zu, Sie haben mir einen recht boshaften Streich gespielt! Ich bitte Sie um ein Buch, das mich auf eine passende Weise in die Philosophie einführen soll, und da geben Sie mir eins, in dem ich auch nicht einen einzigen Satz verstehe, und verweisen mich noch obenein auf diejenigen Paragraphen, die von allen die unverständlichsten zu sein scheinen!“

Alles lachte. Der Medicinalrath aber nahm eine unschuldige Miene an und sagte: „Ei, mein liebes Fräulein, zu welchem Philosophen hätt' ich Sie in die Schule schicken sollen, wenn nicht zu Hegel, dem Haupt und Altmeister der neuesten Philosophie? Fast Alles, was heutzutage noch philosophirt, hat seine Weisheit von ihm empfangen. Er muß es doch also am besten verstehen, sich Schüler zu erziehen. Und dann ist ja

doch das Buch, das ich Ihnen gegeben, eine Encyklopädie, die eigens dazu gemacht ist, wißbegierigen Jüngern zunächst die Grundzüge beizubringen. Und was die Paragraphen betrifft, die ich Ihnen empfohlen, so werden Sie gestehen müssen, daß es keine andern als diejenigen sind, mit denen Hegel selbst sein System begonnen hat. Ich muß mich also sehr verwundern, daß eine so eifrige und scharfsinnige Schülerin nicht ebenfalls der Weisheit Anfang darin gefunden."

„Ja, wenn es so ist, wie Sie sagen, erwiederte Therese etwas kleinlaut, dann muß es doch mit meinem Scharfsinn nicht allzu gut bestellt sein!"

„Oder, sagte Karpinski, es wäre auch möglich, daß Sie unser Meisterphilosoph von vornherein mit einem Unsinn begrüßt hat, an dem jeder Scharfsinn scheitert."

„Sie haben in der That nicht nöthig, mein Fräulein, nahm jetzt Paul das Wort, an Ihrem Scharfsinn zu verzweifeln, weil Sie bei Ihrem Eintritt in die Hallen der Philosophie zunächst auf Hieroglyphen gestoßen sind, die Sie nicht zu enträthseln vermochten. Leider haben sich viele Lehrer der Philosophie, und Hegel zumeist, darin gefallen, ihre Offenbarungen in eine Sprache zu kleiden, mit der man sich lange Zeit beschäftigt haben muß, um nur einigermaßen in den Sinn derselben einzudringen."

„In den Sinn derselben!" wiederholte Herr von Urban mit einer eigenthümlichen Mischung von

Ironie und Harmlosigkeit. „Sehen Sie, liebe Therese, der Herr Doctor hat doch in dem, was Ihnen als completter Unsinn erschienen ist, einen Sinn zu entdecken vermocht! Sie brauchen sich also nur an ihn zu wenden, um ebenfalls in die Mysterien eingeweiht zu werden. Der philosophische Cursus kann beginnen, und ich werde mich glücklich schätzen, demselben beiwohnen zu können, denn — im Vertrauen sei's Ihnen gestanden — mir ist's mit den bewußten Paragraphen nicht um ein Haar breit besser als Ihnen ergangen!“

„Bravo!“ rief der Finanzrath. „So soll's geschehen! Rasch hol' uns das Buch! Der Herr Doctor soll uns Blinden die Augen öffnen.“

Paul, dem bei dieser Wendung die Absicht, sich mit ihm und seiner philosophischen Richtung einen Scherz zu machen, nicht entging, war Anfangs geneigt, ihnen durch eine entschiedene Ablehnung der ihm gemachten Zumuthung den Plan zu vereiteln. Allein die allgemeine Zustimmung der Uebrigen ließ ihn nicht zu Worte kommen, und drüber gewann er Zeit, zu erwägen, ob es nicht doch muthiger sein würde, sich so gut es gehen wolle durch die ihm gestellten Netze durchzuschlagen, als sich ihnen von vornherein durch einen vielleicht feig erscheinenden Rückzug zu entziehen.

Auch Therese schien zu ahnen, daß man den Geliebten auf das Glatteis führen wolle, und zögerte

daher, der Aufforderung ihres Vaters Folge zu leisten, indem sie dabei einen besorglich fragenden Blick auf Paul warf. Dieser verstand denselben. Er erkannte daraus, daß sie einen Antheil an ihm nahm, dessen Quelle nur dasselbe Gefühl sein konnte, welches auch ihn beseelte, und diese Erkenntniß durchzuckte ihn mit solcher Freude und Zuversicht, daß ihn die Zerreißung all der Schlingen, die man ihm etwa legte, nur wie ein Kinderspiel vorkam. Er war nun keinen Augenblick mehr in Zweifel, was er zu thun habe. Ein Blick seines Auges genügte, Therese hierüber zu unterrichten, und jeder weiteren Sorge überhoben, flog sie nun davon, das geheimnißvolle Buch zu holen, in hohem Grade gespannt, zu erfahren, was für ein Sinn in den ihr dunkel gebliebenen Worten stecken könne, noch mehr aber von der Hoffnung erregt, den Geliebten über die boshaften Spötter einen glänzenden Triumph feiern zu sehen.

In gleichem Grade konnte Paul seines Sieges nicht gewiß sein. Er hatte sich zwar während seiner Universitätsjahre mit der Hegel'schen Philosophie bekannt gemacht, jedoch nicht eine solche Befriedigung in ihr gefunden, daß er ihr ein gründlich eingehendes Studium gewidmet hätte. Er selbst war damals vor vielen dunklen Partieen und unbegriffenen Sätzen zurückgeschreckt, und von dem, was er wirklich verstanden, war jetzt nur noch ein ziemlich blasses und all=

gemeines Erinnerungsbild in ihm. Es war daher sehr zweifelhaft, ob er im Stande sein würde, gerade die Sätze, welche man ihm vorlegen wollte, zu erklären, und er empfand die Schwierigkeit der Aufgabe, die er zu lösen hatte, um so mehr, als er sich bewußt war, gerade über das Princip der Hegel'schen Philosophie nie recht mit sich in's Klare gekommen zu sein. Inzwischen beruhigte ihn die Ueberzeugung, daß ein Denker, wie Hegel, der zwei Decennien hindurch die gesammte Geistesthätigkeit der deutschen Nation beherrscht hatte, nicht etwas schlechthin Sinnloses geschrieben haben könne, und zu sich hegte er das Vertrauen, daß er da, wo ein Sinn sei, einen solchen auch werde zu Tage fördern können. Um sich jedoch im entgegengesetzten Fall mit Ehren zurückziehen zu können, hielt er es für gerathen, die Möglichkeit eines solchen Ausgangs anzudeuten, und machte darauf aufmerksam, daß er ja selbst nur ein Dilettant in der Philosophie sei.

Inzwischen war Therese mit dem Buche zurückgekehrt und der Finanzrath rief: „Jetzt Silentium! Nicht mehr mit den Tassen geklappert! Die Strick- und Stickzeuge weggelegt! Alle fünf Sinne zusammengenommen! — So ist's recht! Jetzt Therese lies uns vor Allem die der Erleuchtung harrende Stelle vor. Aber langsam und feierlich, wie es sich für den Anfang der Weisheit geziemt!"

Therese wollte hiegegen Einwendungen machen,

denn sie fürchtete durch ein Beben ihrer Stimme die Empfindungen ihres Herzens zu verrathen; als aber ihr Vater davon nichts hören wollte, nahm sie all ihre Kraft zusammen und las den Paragraphen, der ihr gestern Abend so viel Kopfbrechens gemacht, mit klarer und fester Stimme vor.

Es war augenscheinlich, daß Jeder, trotzdem daß man von vornherein auf Unsinn gefaßt war, alle seine Kräfte anspannte, um zu sehen, ob es ihm nicht doch gelänge, in den Worten wenigstens einen ungefähren Sinn zu entdecken; aber nicht minder handgreiflich war, daß sich Jeder schon während des Lesens von der Erfolglosigkeit seiner Anstrengung überzeugte. Von Wort zu Wort spannte man die Gehörsmuskeln straffer und gab dem Kopf eine immer vorgestrecktere Haltung. Dann fing man an, die Augenbrauen möglichst hoch in die Höhe und die Mundwinkel möglichst weit in die Breite zu ziehen, ließ auch wohl ein gelindes Hin- und Herwiegen und allmälig stärker werdendes Schütteln des Hauptes sichtbar werden, tauschte dabei bedeutungsvoll fragende Blicke mit den Uebrigen aus und schraubte sich auf diese Weise nach und nach zu einer solchen Höhe der Spannung und Ueberspannung hinauf, daß sie zuletzt plötzlich in ihr Gegentheil umschnappte und in demselben Augenblicke, wo Therese mit der Vorlesung des Paragraphen zu Ende war, Alles in ein nicht zu bewältigendes Gelächter ausbrach.

„Nein“, rief der Finanzrath und sprang dabei fast entrüstet von seinem Sitze auf. Das ist ja der pure Blödsinn und Gallimathias! Das ist ja toller als die tollsten Satiren, die auf die Hegelei geschrieben sind! Und dieser Wahnsinn hat zwei Jahrzehnte lang für Weisheit gelten können?“

„Da ist's freilich nicht zu verwundern, fügte ein alter General hinzu, wenn zuletzt die complette Tollheit, wie das tolle Jahr Achtundvierzig daraus hervorgegangen ist!“

„Sachte, sachte, meine Herren!“ nahm jetzt mit der Miene eines behutsamen Forschers der Medicinalrath das Wort. „Urtheilen Sie nicht zu rasch! Wenn es uns bei den eben gehörten Sätzen schwarz vor den Augen geworden ist, kann ja die Schuld an unserer Blindheit liegen. Wir werden vielleicht ganz anders darüber denken, wenn uns der Herr Doctor operirt haben wird!“

„Nein“, sagte die Geheimeräthin in freundlich beschwichtigendem Tone, um diese ihr allzu stark erscheinenden Auslassungen wieder zu mildern. Das wollen wir unserem jungen Freunde doch nicht zumuthen! Nicht wahr, Herr Doctor“, fuhr sie zu ihm gewandt fort, „was Therese eben gelesen, gilt auch Ihnen für Unsinn, und Sie verzichten darauf, einen Sinn darin entdecken zu wollen.“

„Ja“, schloß sich der Finanzrath ihr an und klopfte

dabei Paul gutmüthig auf die Schultern; „gestehen Sie's nur, daß vor dieser Weisheit Anfang auch die Ihrige zu Ende ist. Es macht Ihnen, weiß Gott, ein solches Bekenntniß keine Schande! Den will ich sehen, der aus diesem Mischmasch von Sein und Begriff und Begriff und Sein nur die leiseste Spur eines verständlichen Gedankens heraus zu filtriren vermag. Wer das fertig brächte, wäre werth . . ." Der Finanzrath stockte hier, wie Einer, der sich auszusprechen scheut, was ihm bereits auf der Lippe schwebte. Er faßte sich jedoch schnell und fuhr fort: „Wahrlich, er wäre werth, wie die räthsellösenden Prinzen in den alten Volksmährchen belohnt zu werden!"

„Schade", erwiederte Paul, daß ich kein Hegelianer bin; da könnte mir der Preis nicht entgehen! Aber auch so möcht' ich den Kampf um ihn wagen; und wenn ich nur bei der auch mir ungewohnten Arbeit ein wenig auf Ihre Geduld und Unterstützung rechnen dürfte, wär' ich vielleicht so glücklich, in dem, was uns jetzt noch Unsinn scheint, einigen Sinn zu entdecken."

„Das wär' ich in der That neugierig zu erproben!" rief Schrodt. „Und nicht wahr, meine verehrten Freunde und Freundinnen, Sie nicht minder?"

„Ei gewiß!" versicherte Frau von Urban im Namen der Uebrigen. „Ich zweifle nur, ob wir zum Schwindel geneigten Frauen im Stande sein werden,

unserem muthigen Vorsteiger in so unergründliche Tiefen zu folgen."

„Seien Sie unbesorgt meine Damen, sagte Paul. Wenn Sie sich nur so weit herablassen wollten, sich mit mir in jene Zeiten zurück zu versetzen, wo uns der Schulmeister erklärte, was ein Wort sei: dann dürften wir schon den rechten Standpunkt gewonnen haben. Tiefer hinab brauchen wir nicht!"

„Das ist freilich nicht tief", lachte Alwine; „aber ich gestehe, auch davon weiß ich nur noch blutwenig."

„Es geht uns nicht besser!" riefen die meisten der Uebrigen.

„Nun, so viel, fuhr Paul fort, haben Sie jedenfalls noch in Erinnerung, daß Ihnen gesagt wurde, das Wort sei der Ausdruck eines Begriffs."

„Ja, so etwa war's!" nickten die Damen. „Aber — was ist denn ein Begriff?"

„Wenn das Wort der Ausdruck eines Begriffs ist," versetzte Paul, wird dann nicht ein Begriff dasjenige sein, was man sich bei einem Worte denkt?"

„Allerdings!" warf die Medicinalräthin ein. „Aber man denkt sich ja bei jedem Worte etwas Anderes. Nach Ihrer Erklärung müßte ja ein Begriff einmal ein Baum, ein andermal ein Haus, kurz alles Mögliche sein.

„Ganz recht", sagte Paul. Wir erkennen daraus, daß es der Begriffe, wie der Wörter, unendlich viele

und verschiedene giebt. Aber trotzdem sind sie sich in dem, weshalb wir sie Begriffe nennen, sämmtlich einander gleich."

„Und worin wäre das?" fragte die Geheimräthin.

„O, das glaub' ich sagen zu können," rief Therese. „Jeder Begriff stimmt mit allen andern darin überein, daß er nicht das Ding selbst ist, welches wir mit dem Worte benennen, sondern nur das Abbild desselben in unserem Geiste."

„Seh Einer!" rief der Finanzrath. „Das Mädchen scheint seine Grammatik gut studirt zu haben."

„Und doch war es, wie mir scheint, noch nicht ganz richtig," sagte der Medicinalrath. „So viel mir noch aus der Logik erinnerlich, nennt man das Bild, welches ein Gegenstand in unserem Gehirn erzeugt, nicht einen Begriff, sondern eine Anschauung. Nicht so, Herr Doctor?"

„Das unmittelbare Abbild, ja!" erwiderte Paul. „Aber Fräulein Therese sprach ja nur von einem geistigen Abbilde überhaupt; und ein solches ist der „Begriff" so gut, wie die „Anschauung" und die zwischen beiden liegende „Vorstellung".

Therese war sichtlich erfreut, sich von Paul vertheidigt zu sehen, und zugleich wurde sie durch seine Worte immer lebhafter an die Belehrungen erinnert, die sie von ihrem Professor in der Pension empfangen hatte. „O" — rief sie mit einem gewissen Selbst-

gefühl — „jetzt erinnere ich mich auch des Unterschiedes wieder, der zwischen einer Anschauung und einem Begriff besteht. Eine Anschauung ist das unmittelbare Spiegelbild eines wirklichen einzelnen Gegenstandes mit allen den zufälligen Eigenschaften, durch die er sich von anderen einzelnen Gegenständen derselben Art unterscheidet; ein Begriff dagegen ist ein aus mehreren gleichartigen Anschauungen zusammenfließendes Gemeinbild, bei dem man nur an die wesentlichen Eigenschaften denkt, welche gleichartige Einzeldinge mit einander gemein haben. Mach' ich mir z. B. in meinem Geiste ein Bild von dem hier vor mir liegenden Buche, ganz so wie dasselbe ist, so ist das eine Anschauung; entwerf' ich mir dagegen das Bild eines Buches, das auf alle möglichen Bücher paßt, so ist das ein Begriff."

„Bravo!" rief Paul. „Klarer und verständlicher hätte das der beste Logiker nicht erklären können!"

Auch die Uebrigen drückten ihre Verwunderung aus und der Alte rief mit ebenso staunendem, als freudestrahlendem Gesicht: „Teufelsmädchen! Vor Dir fang' ich ja an, ordentlichen Respect zu bekommen! Wenn ich darüber was hätte sagen sollen, ich hätte nicht drei gescheute Worte herausgebracht! Aber — wie weiter?"

„O, Fräulein Therese wird uns schon weiter helfen!" sagte Paul. „Wissen wir doch jetzt schon, daß die Begriffs-

bildung stets auf einer Abstraction beruht, indem man dabei von allen zufälligen Eigenschaften der Einzeldinge absieht und nur diejenigen Merkmale im Auge behält, durch welche sich die verschiedenen Arten und Gattungen der Einzeldinge unterscheiden."

Hierauf richtete er seine Fragen wieder unmittelbar an Therese selbst und in Kurzem hatte er von ihr herausgebracht, daß man unter den Begriffen, je nachdem sie engere oder weitere Kreise der Einzeldinge umfaßten, niedere und höhere Begriffe unterscheide und, daß es über allen einen höchsten gebe, welcher ohne Ausnahme alle Dinge, sowohl die der Außenwelt, wie die der Innenwelt, in sich zusammenfasse.

Karpinski hatte diese Erörterungen, durch die sein Gegner Theresen Gelegenheit gab, sich ihrer Kenntnisse in diesen Dingen zu erfreuen, nicht ohne einen innerlichen Aerger mit angehört, denn es drückte sich darin unverkennbar schon ein gewisser geistiger Rapport zwischen Beiden aus. Er konnte sich daher nicht bezwingen, jetzt seinem Mißmuth durch eine spitze Bemerkung Luft zu machen. „Ohne Frage," sagte er, „müssen wir es dem Herrn Doctor von Herzen Dank wissen, daß er uns durch diese geistreichen Denkübungen in die Jahre der glücklichen Kinderzeit zurückversetzt. Ich sehe nur noch nicht ein, wie wir auf diese Weise dem Sinne des zu erklärenden Paragraphen näherkommen."

„Wir stehen bereits dicht vor dem Ziel!“ entgegnete Paul. „Der höchste Begriff, zu dem wir so eben durch Fräulein Therese hingeführt sind, ist ja eben derjenige, von dem im Paragraphen die Rede ist, der Begriff des Seins. Denn die einzige Eigenschaft, worin ohne Ausnahme alle Dinge übereinstimmen, ist die, daß sie sind. Das Sein ist also der allgemeinste und zugleich der abstracteste aller Begriffe. Es ist der Begriff der Begriffe und zugleich nichts weiter, als „Begriff“; und dies eben scheint mir Hegel sagen zu wollen, wenn er den fraglichen Paragraphen beginnt: „Das Sein ist der Begriff nur an sich.“ Ich gebe Ihnen nun zu erwägen, ob in diesem Gedanken ein Sinn liegt oder nicht.“

„Wahrhaftig!“ rief der Finanzrath unter Zustimmung der Uebrigen. „Dem ersten Satz haben sie glücklich einen Gedanken abgewonnnen! Ich capire zwar nicht, wozu uns derselbe dienlich ist; doch ein Sinn ist ihm jedenfalls nicht abzusprechen. Wie aber steht's mit der Wahrheit? Mein schwacher Verstand hat immer das Haben für den Begriff der Begriffe gehalten; und ich glaube, nicht ohne guten Grund! Wer nichts hat, der ist auch nichts.“

„Gewiß!“ entgegnete Paul. „Doch genügt es vielleicht, sich selbst zu haben, um etwas zu sein. Wer aber schlechterdings nichts ist, kann Der etwas haben?“

„Gut,“ sagte der Finanzrath, indem er das Buch

zur Hand nahm, „ich will das Sein als die Firma aller Firmen respectiren. Aber wie weiter? Was soll das Folgende heißen: Die Bestimmungen desselben sind seiende, in ihrem Unterschiede Andere gegeneinander, und ihre weitere Bestimmung ist ein Uebergehen in Anderes?"

„Dies folgt einfach aus dem, was wir schon wissen!" erwiderte Paul. „Als der allumfassende und abstracteste Begriff kann sich das Sein nicht von etwas außer ihm, sondern nur von dem einzelnen Seienden in ihm unterschieden. Mithin sind seine unterscheidenden Merkmale die in ihm seienden, d. h. am Sein theilhabenden Dinge. Diese aber sind trotzdem, daß sie von Seiten des Seins einander gleich sind, durch ihr gegenseitiges Verhalten von einander verschieden, oder, wie Hegel sagt, Andere gegeneinander. Sie haben daher ihre Gränzen und Bestimmungen nicht blos, wie das Sein als solches, in sich, sondern außer sich, ihre weitere Bestimmung ist somit stets ein Uebergehen in Anderes. Man kann z. B. den Begriff der Pflanze nicht bestimmen, ohne zugleich an den Begriff des Thieres und alles Uebrigen, was die Pflanze nicht ist, zu denken."

„Und das Folgende?" fragte der Medicinalrath.

„Auch dies bietet jetzt keine Schwierigkeit mehr," antwortete Paul. „Bestimmt sich das Sein nur durch das innerhalb desselben zu unterscheidende Seiende,

welches als das Einzelne von ihm, dem Allgemeinen, einerseits verschieden, andererseits mit ihm von gleichem Wesen ist, so muß die Selbstbestimmung des Seins nothwendig zugleich eine Selbstentäußerung und eine Selbstverinnerlichung oder, wie es im Paragraphen heißt, ein Heraussetzen und ein Insichgehen, ein Entfalten und ein Vertiefen in sich selbst sein. Hegel will also das Wesen des Seins als einen unendlichen Selbstbestimmungsproceß und diesen als ein fortwährendes Uebergehen in Anderes und Zurückgehen in sich selbst betrachtet wissen; und ich sollte denken, auch damit wäre kein Unsinn ausgesprochen. Liegt doch eine Wahrheit darin, welche nicht weniger durch die äußere Beobachtung des Seins, wie durch die Zergliederung seines Begriffes gewonnen wird."

„So scheint es," sagte Therese, „daß Hegel unter dem, was er die „Fortbestimmung des Seins" nennt, ungefähr dasselbe versteht, was wir die „Entwickelung der Welt" nennen würden."

„In der That ist es so," erwiderte Paul. „Und damit hat auch der letzte Satz des Paragraphen seine Erklärung gefunden: denn er spricht eigentlich nur denselben Gedanken, vom umgekehrten Standpunkt betrachtet, aus."

„Das ist mir noch nicht klar," warf der Finanzrath ein.

„Ich glaube es zu verstehen!" sagte Therese.

„Nun, so erklär' es, Du Blitzmädchen! Du hast uns heute doch einmal überflügelt!"

„Mir scheint, Hegel will sagen: Indem sich das Sein, als Begriff aller Begriffe, innerhalb seiner eignen Sphäre entfalte, bleibe es zwar nicht mehr das Sein in seiner einfachsten und unmittelbarsten Form, aber es mache sich dadurch zum Sein in seiner wahrsten und vollsten Bedeutung, etwa wie die Idee eines Kunstwerks dadurch, daß sie sich zu einem Kunstwerke gestaltet, zwar aufhört bloße Idee zu sein, aber gerade hierdurch zu ihrer wahren und wirklichen Existenz gelangt."

„Sehr gut!" sagte Paul. „In ähnlicher Weise will in der That Hegel die Entwickelung des Seins überhaupt gedacht wissen. Darum gilt ihm das Sein in seiner ersten und ursprünglichsten Form als der bloße Begriff alles Seienden, von diesem aber nimmt er an, daß er Alles, was zu seiner Bestimmung diene, in sich trage, und daß er sich daher, um das, was er von vornherein im Allgemeinen schon sei, auch im Einzelnen zu werden, in einen Proceß von einzelnen, unter sich verschiedenen Bethätigungen auseinander legen müsse, der in seiner Gesammtheit zugleich als eine Aufhebung und als eine Verwirklichung des an sich seienden Begriffs zu denken sei. — Hiermit, glaub' ich, hat uns Fräulein Therese den Inhalt des Para-

graphen vollkommen verständlich gemacht und sicherlich Jeden überzeugt, daß er doch nicht so sinnlos ist, als er auf den ersten Blick aussieht."

Alle erklärten jetzt einmüthig, daß dem wirklich so sei, und konnten kein Ende finden, Therese dergestalt mit Ausdrücken der Verwunderung zu überschütten, daß ihre bescheidenen Einwendungen gar nicht dagegen aufkommen konnten, bis ihr endlich ihr Vater dabei zu Hülfe kam.

„Ehre, wem Ehre gebührt!" rief er. „Therese wäre werth, mit dem philosophischen Doctorhut gekrönt zu werden. Aber die erste Prämie sind wir doch unserm jungen Freunde schuldig! Hätte Der sie nicht auf den rechten Weg gebracht, möchte sie wohl noch immer in der Irre wandeln."

„Ich habe nichts gethan, als ihr einige halb vergessene Kenntnisse in Erinnerung gebracht!" entgegnete Paul.

„Ganz recht!" erwiderte der Alte. „Aber gerade dadurch, daß Ihnen das genügte, um durch sie die Verhöhnungen der Spötter gründlich ad absurdum zu führen, haben Sie den glänzendsten Triumph über uns gefeiert."

„Daß eine so einfache Entschürzung des Knotens möglich war, ist nicht mein, sondern Hegel's Verdienst," bemerkte Paul und wollte diese Ansicht näher begründen. Aber der Finanzrath schnitt ihm die Rede ab und

sagte: „Genug der Bescheidenheit! Sie haben Ihre Aufgabe famos gelöst, und in Ermangelung anderer Anerkennungsbeweise ernenne ich Sie hiermit förmlich und feierlich zum Professor ordinarius der Logik und Metaphysik in meinem Hause, und ich glaube, wenigstens einen eifrigen Zuhörer kann ich Ihnen garantiren. Aber für heute, scheint mir, können wir mit dem, was wir gelernt haben, zufrieden sein, und es wird nun an Dir sein, Therese, dem Herrn Doctor zu beweisen, daß Du eine eben so geschickte Meisterin in der Kunst der Thorheit, als eine gelehrige Schülerin in der Wissenschaft der Weisheit bist!"

„Diesem Vorschlag," sagte der Medicinalrath, „haben die jungen Damen gewiß schon mit Ungeduld entgegen geharrt. Trotzdem möcht' ich vorher noch eine Frage an den Herrn Doctor richten."

„Und die ist, wenn ich fragen darf?"

„Sie haben uns gezeigt, daß sich bei den Worten, die wir Alle für Unsinn hielten, wirklich etwas denken läßt. Nun wüßt' ich auch gern, was sich mit diesem der Finsterniß mühsam abgerungenen Licht anfangen läßt, oder welchen Gewinn es uns bringt, das Geheimniß des Paragraphen glücklich enträthselt zu haben. Denn ich gehöre, gesteh' ich, zu jenen vielleicht allzu prosaischen Menschen, die nur ein brauchbares Wissen schätzen, und denke mit Goethe's Faust: „Was man nicht nützt, ist eine große Last!"

„Ich stimme in diesem Punkt ganz mit Ihnen überein!“ erwiderte Paul. „Auch ich vermag einem schlechthin unfruchtbaren Wissen keinen Werth beizulegen, bin aber zugleich der Ueberzeugung, daß mit jedem Fortschritt in der Erkenntniß der Wahrheit auch eine Förderung unseres Strebens und Lebens verbunden ist.“

„Gewiß,“ sagte der Medicinalrath. „In wie fern sind wir aber durch Entzifferung unseres Paragraphen in der Erkenntniß der Wahrheit wirklich fortgeschritten?“

„Wir haben damit den Grundgedanken der Weltanschauung eines unserer berühmtesten Denker kennen gelernt und in ihm, wenn nicht absolut befriedigende, doch jedenfalls sehr wichtige Aufschlüsse über den höchsten aller Begriffe erhalten. Wir haben dadurch erfahren, daß das Sein nie und nirgends Stillstand und Tod, sondern stets und überall Bewegung, Leben, Fortschritt ist und daß in seiner freien Selbstentfaltung zugleich die Grundbedingung seiner Selbsterhaltung liegt. Und das ist nicht nur wahr, sondern auch trostreich und ermuthigend!“

„Jedenfalls für einen Anhänger der Fortschrittspartei! Aber mir scheint, um zu erfahren, was das Sein ist, muß man sich mit seinen Forschungen unmittelbar an das Sein selbst wenden, nicht aber an den Begriff des Seins.“

„Ah,“ sagte Paul, „jetzt errath' ich, worauf Sie

eigentlich hinaus wollen. Unter dem „Sein selbst" verstehen Sie die äußeren Erscheinungen des Seins und halten nur diese für würdige Gegenstände des Wissens. Sie wollen mir also eigentlich sagen, nur die Empirie sei wirkliche Wissenschaft; alles Philosophiren und Speculiren dagegen nutzlose Zeitvergeudung."

„Ich kann nicht leugnen, daß ich bisher in diesem Irrthum unserer Zeit befangen gewesen bin. Darum möcht' ich mich gern von Ihnen eines Besseren belehren lassen!"

„Aeußerst schmeichelhaft für mich," rief Paul in scherzendem Tone. „In dem Augenblicke, wo ich bereits auf dem Sprunge stehe, die graue Theorie mit dem grünen Baum des Lebens zu vertauschen, werfen Sie mir noch die schwierigste aller Principienfragen in den Weg und erwarten von mir, daß ich sie in wenigen Worten löse. Natürlich fühl' ich einem so kolossalen Vertrauen gegenüber nur um so mehr meine Unzulänglichkeit. Ich erlaube mir daher nur eine Gegenfrage: Sind nicht die rein innerlichen Geisteserscheinungen und namentlich die uns von der Vorwelt überlieferten und in unserem Sprachschatz niedergelegten Begriffe ebenso gut etwas thatsächlich Gegebenes und auf das Engste mit unserer Existenz und Entwickelung Verflochtenes, wie die sichtbaren Dinge der Außenwelt? — Können wir ohne sie auch nur ein einziges Wort

sprechen, einen einzigen Gedanken denken? Ist nicht namentlich der Begriff des Seins der innerste Kern und Mittelpunkt jedes Satzes? Ist er nicht das Band, das in jedem Urtheil das Subject mit seinem Prädicate verbindet? Ist er nicht auch das allgemeinste aller Prädicate selbst, in welchem schließlich sämmtliche Subjecte ihre Erklärung und Vereinigung finden? Lohnt es sich also nicht der Mühe, zu erforschen, was eigentlich der denkende Geist unter diesem seinem höchsten, ihm unentbehrlichen Begriffe verstanden wissen will?"

„Ihr Vertrauen zu mir," versetzte der Medicinalrath, „ist in der That noch kolossaler, als das meinige zu Ihnen! Ich warf Ihnen doch nur eine Frage in den Weg; Sie aber gehen mir mit einem ganzen Geschwader zu Leibe! Natürlich muß ich in einem Augenblicke, wo Sie selbst je eher je lieber aus der Begriffswelt in die Wirklichkeit überzugehen wünschen, gleichfalls auf eine Beantwortung Ihrer Fragen verzichten. Jedenfalls find' ich Ihren Begriff des Seins insofern annehmbar, als er im „Sein" ein ewiges Sich-Entfalten und Umgestalten, ein rastloses Bewegen und Insichkreisen erblickt, und darum werden Sie Ihrer Theorie gemäß nichts Besseres thun können, als jetzt Ihrer schönen Bundesgenossin zu einer möglichst rastlosen Selbstexplication ihres Seins den Arm zu bieten."

„An mir soll es nicht fehlen!“ erklärte Paul. „Doch hab' ich für diesen Gang nicht einen Arm zu bieten, sondern nur zu erbitten. Werden Sie mir den Ihrigen nicht verweigern, Fräulein Therese?“

„Ei, wie dürfte ich das?“ erwiderte die Gefragte. „Ich bin ja contractlich dazu verpflichtet, Sie in diese Schule des Lebens einzuführen. Ich fürchte nur, ich werde bald genug an dem Schüler meinen Meister finden.“

„Sein Sie vielmehr auf einen recht ungelehrigen Schüler gefaßt. Alles, was ich in dieser Beziehung kann, geht nicht über die Leistungen eines vierzehnjährigen Buben hinaus, der von seinem Tanzmeister immer nur die bescheidensten Noten empfangen hat.“

„O, wenn Sie gar schon einen Kursus absolvirt haben, dann hab' ich ja höchstens die Aufgabe eines Repetenten zu lösen. Nun hoff' ich eher mit Ehren bestehen zu können. Dem Gelehrten ist ja gut predigen!“

Die tanzlustige Jugend begab sich jetzt in den anstoßenden Salon, und die älteren Personen folgten ihr, um zu beobachten, ob der Metaphysiker im Begreifen der Sprünge eben so viel leisten werde, als beim Umspringen mit den Begriffen.

VIII.

Seit der Rückkehr Theresens aus der Pension pflegten die engeren Soireen im Schrodt'schen Hause regelmäßig auch zur Einübung neuer Tänze benutzt zu werden, und Karpinski, in den höchsten Kreisen der Residenz anerkannt der gewandteste Tänzer, spielte dabei die Rolle eines Dirigenten. Er hatte als solcher zu bestimmen, was getanzt werden sollte, und heute wählte er zum ersten Uebungsstück einen besonders schwierigen und verwickelten Tanz, nicht ohne die geheime Hoffnung, seinem Gegner wenigstens auf diesem Felde eine Niederlage zu bereiten.

Der designirte Schwiegersohn des Hauses befand sich heute vielfach mit sich im Widerspruch. Seit seine Hoffnung, Paul bei seinem Ehrenmahl zu unbesonnenen Aeußerungen verleiten zn können, ohne Erfolg geblieben war, lag es zwar einerseits in seinem Plan, selbst eine Annäherung zwischen Paul und Therese zu begünstigen,

um ihn auf diese Weise von seinen Gesinnungsgenossen abzuziehen und hinterher um so sicherer zu vernichten. Andererseits aber war sein geheimer Ingrimm gegen Paul viel zu leidenschaftlich, als daß ihm nicht jeder glückliche Erfolg desselben zum Aerger gereicht und die Lust in ihm aufgestachelt hätte, an dem Verhaßten schon jetzt sein Müthchen zu kühlen.

Außerdem konnte er sich auch nicht ganz von gewissen Zweifeln und Besorgnissen losmachen. Er besaß einen viel zu scharfen Blick, um nicht zu durchschauen, daß Therese dem neuen Hausfreunde ein ganz anderes Interesse schenkte, als ihm und den übrigen Männern. Dies verletzte nicht nur seine Eitelkeit, sondern erweckte auch die Furcht in ihm, es könne sich daraus zwischen Beiden ein Verhältniß entwickeln, durch welches ihm seine eigenen Hoffnungen vereitelt würden. Allerdings besaß er bereits die bestimmte Zusicherung des Finanzraths und das stillschweigende Zugeständniß der Mutter, daß kein Anderer, als er, Theresens Hand erhalten sollte. Aber würden ihre Eltern geneigt sein, ihren Willen mit Gewalt durchzusetzen, wenn sich ihr Kind mit Entschiedenheit dagegen auflehnte? — Zwar sagte er sich zu seiner Beruhigung, daß er gewisse Mittel in Händen habe, nöthigenfalls die Verbindung zu erzwingen; aber er gestand sich zugleich, daß er nur im äußersten Fall davon Anwendung machen dürfe und daß es sicherer sei, es gar nicht so

weit kommen zu lassen. Was seinen Mißmuth und Argwohn noch steigerte, war der entschieden freundliche, fast väterliche Ton, in welchem der Alte mit dem Sohne seines Jugendfreundes verkehrte. Es war unverkennbar, daß er ihm aufrichtig zugethan war und in vielem Betracht seine Freude an ihm hatte. War dies jetzt schon der Fall, wo zwischen Beiden noch der schroffste Gegensatz der politischen Gesinnung und der ganzen Denk- und Lebensweise bestand: wohin konnte es kommen, wenn es dem Alten gelang, Paul wirklich zu seiner Partei und Lebensanschauung herüberzuziehen und ihm vielleicht eine Stellung zu verschaffen, durch die ihm derselbe auch in socialer Beziehung näher gebracht würde? —

Alle diese Erwägungen trugen dazu bei, daß der sonst sehr kaltblütige Graf seine feindseligen Gelüste gegen Paul nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Schon während der philosophischen Unterhaltung war ihm daher von Zeit zu Zeit eine Aeußerung entschlüpft, die mit der Freundschaftsmaske, die er heut gegen Paul angenommen hatte, nicht ganz im Einklange stand. Inzwischen war er doch im Ganzen seiner passiven Haltung treu geblieben, indem er hoffte, Paul werde sich auch ohne sein Zuthun im grundlosen Moorboden der Philosophie festfahren. Als er sich aber in dieser seiner Erwartung vollständig getäuscht sah, kam die Lust, seinem allzu glücklichen Nebenbuhler wenigstens

beim Tanz einen Streich zu spielen, um so unwiderstehlicher bei ihm zum Durchbruch, und daher wählte er zum ersten Uebungsstück geflissentlich eine Française mit so verwickelten Touren und Verschlingungen, daß sie jedem nicht wohlgeübten Tänzer unüberwindliche Schwierigkeiten bieten mußte. Er glaubte mit Gewißheit voraussehen zu dürfen, daß ein Neuling, der seit seinem vierzehnten Jahre nicht getanzt hatte, dabei nicht nur sich, sondern auch seine Dame lächerlich machen würde; und von einem Nebenbuhler, an dem der Fluch der Lächerlichkeit haftete, meinte er dann nichts mehr befürchten zu dürfen.

Der Tanz begann und bald traf ein, was Karpinski erwartet hatte. Trotz der kurzen Anweisungen, welche Paul vorher von Therese empfangen, führte er einige Touren entschieden falsch aus, und als er seine Fehler auf die von verschiedenen Seiten ihm gleichzeitig zugerufenen Belehrungen verbessern wollte, verfiel er in noch schlimmere, machte neue Zurechtweisungen nöthig, die er abermals nicht verstand, und rief auf diese Weise nicht nur eine totale Verwirrung, sondern auch die ersten Auslassungen einer allgemeinen Heiterkeit hervor.

Er selbst behauptete hierbei vollkommen seinen guten Humor und lachte, wenn er ausgelacht wurde, herzhaft mit, denn er sah keine Schande darin, als Anfänger sich wie ein Anfänger zu geberden. Nicht so harmlos faßte die Sache Therese auf. Sie hatte

von vornherein in Karpinski's Wahl eine böse Absicht vermuthet, und die Schadenfreude, die ihm bei Paul's Verstößen aus den Augen leuchtete, bestätigte ihr die Wahrheit ihres Verdachts. Sie that daher, was sie wußte und konnte, den Geliebten in die rechte Bahn zu bringen; als sie aber sah, daß alle ihre Bemühungen umsonst waren, theils weil sie dabei nicht mit der nöthigen Ruhe verfuhr, theils weil Paul selbst mit den üblichen Ausdrücken nicht bekannt genug war, um ihre Winke und Zuflüsterungen verstehen zu können, da steigerte sich die flammende Röthe ihres Angesichts und der feuchte Glanz ihrer Augen zu solcher Höhe, daß es Keinem, der sie beobachtete, entgehen konnte, wie überaus beängstigend und peinigend ihr der ganze Vorgang war.

Karpinski bemerkte es mit innerster Genugthuung und glaubte schon seines Triumphs über den unbeholfenen Pedanten gewiß sein zu können, als endlich ein vielsagender Blick Theresens Paul theils über ihre eigene Herzensangst, theils über die falsche Auffassung, der er sich durch seine Harmlosigkeit preisgab, in Kenntniß setzte, und augenblicklich wußte er, was er zu thun hatte. Er brach plötzlich mit ungetrübtem Humor den Tanz ab, gab der Musik einen Wink, zu schweigen, und sagte dann, halb zu Therese, halb zur Gesellschaft gewandt: „Verzeihen Sie mir diesen gewaltsamen Eingriff! Aber es würde unverantwortlich sein, wenn ich

es meiner freundlichen Lehrerin zumuthen wollte, sich noch länger mit einem so ungeschickten Schüler abzumühen! Sie werden sich Alle überzeugt haben, daß mit mir auf diesem Gebiete nichts anzufangen ist. Indessen möchte ich selbst noch nicht ganz an mir verzweifeln. Ich glaube den Grund meiner Ungelehrigkeit entdeckt zu haben, und wenn sich dieser beseitigen ließe, wäre mir vielleicht noch zu helfen."

„O, die Schuld liegt ja nicht an Ihnen, sondern an der Schwierigkeit des Tanzes!" sagte Therese. „Der Herr Graf hätte einen leichteren wählen müssen!"

„Sie thun mir Unrecht, liebe Therese!" sagte Karpinski. „Es kommt ja bei Allem nur auf das rechte Verständniß an, und für einen Verstand, wie ihn der Herr Doctor so eben entwickelt hat, ist auch das Schwierigste nicht zu schwer!"

„Mein Verstand", nahm Paul wieder das Wort, „hat leider bewiesen, daß er einer so kühnen Voraussetzung nicht entspricht. Aber in der Hauptsache hat der Herr Graf Recht! Nicht weil die Sache zu schwer auszuführen wäre, zeig' ich mich so ungeschickt, sondern weil mir noch fehlt, was wir vorhin als die Urquelle und Grundbedingung aller Bethätigung erkannt haben. Ehrlich gestanden: ich habe von dem ganzen Tanze und einigen Touren desselben noch keinen Begriff!"

„Ah," lachte der Medicinalrath, „so scheint es ja beinahe, als hätte mir der Herr Doctor in der Art

seines Tanzens nur einen indirecten Beweis von der praktischen Bedeutung seiner Begriffstheorie liefern wollen! Ich bin ihm für diese Selbstaufopferung sehr dankbar; aber leugnen kann ich nicht, ich möchte nun nach diesem indirecten Beweise gern auch den directen kennen lernen!"

„Dazu würde nöthig sein," versetzte Paul, „daß mir vorher von einem der bereits Eingeweihten der mir mangelnde Begriff so klar wie möglich beigebracht würde. Wollte mir vielleicht der Herr Graf, der jedenfalls als Director dieser Uebungen am meisten hierzu berufen ist, diesen Dienst leisten, es sollte dann von meiner Seite wenigstens an einem Versuch des gewünschten Beweises nicht fehlen."

„Sehr verbunden für Ihr Vertrauen!" entgegnete Karpinski. „Aber ich muß doch bedauern, Ihnen hierin nicht dienen zu können. Mich mit der Philosophie der schönen Künste zu beschäftigen, hab' ich bisher überhaupt keine Zeit gewinnen können; und von einer Metaphysik der Tanzkunst, gesteh' ich, hab' ich bis jetzt noch gar nichts gehört! Aber um Ihnen Ihre Beweisführung zu ermöglichen, können wir Ihnen ja den Tanz einmal vortanzen. So bieten wir Ihnen wenigstens eine Anschauung, und aus dieser wird sich ein Philosoph, wie Sie sind, den Begriff mit Leichtigkeit abstrahiren können."

„Möglich, daß es genügte!" sagte Paul. „Doch

sicherer würde für mein Naturell der andere Weg sein; auch würde sich nur auf ihm die Ergiebigkeit eines klaren Begriffs für die Praxis wirklich erweisen lassen. Nun, Fräulein Therese, könnten Sie mir vielleicht zu dem verhelfen, was der Herr Graf mir verweigert hat? Ich glaube es Ihnen anzusehen, daß Sie mit den charakteristischen Merkmalen dieser Française vertraut genug sind, um sie nicht bloß mit den Füßen executiren, sondern auch mit Worten begreiflich machen zu können!"

„Aha, will der Herr Doctor dahinaus?" rief der Finanzrath lachend. „Nun, Therese, jetzt gilt's zu zeigen, daß Gott dem, welchem er ein Amt giebt, auch Verstand giebt!"

„Oder zu bekennen," versetzte Therese, „daß mein Lehrmeistersamt nur ein Amt auf Vaters Commando, nicht von Gottes Gnaden ist. Inzwischen will ich mein Heil versuchen. Ich hoffe, der Herr Doctor wird mich um so leichter verstehen, als eigentlich der Begriff unseres Tanzes viel Aehnlichkeit mit dem Hegel'schen „Begriff an sich" hat: denn auch er besteht ursprünglich aus einem etwas mysteriösen Grundgedanken, entwickelt sich dann aber dergestalt, daß er fort und fort in etwas Anderes überzugehen scheint und doch dabei immer derselbe bleibt, nur daß er im Verlauf seiner „Selbstexplication", wie Hegel sagen würde,

eine immer inhaltreichere und lebendigere Gestalt annimmt."

„Nun, so laß hören!" sagte ihr Vater. „Wenn es wahr ist, was man so oft sagen hört, daß das Leben ein Tanz oder der Tanz ein Bild des Lebens ist, so kann es eigentlich nicht anders sein!"

Therese entwarf nun dem Geliebten zunächst ein Bild von dem Grundgesetz des Tanzes, beschrieb und charakterisirte ihm dann der Reihe nach die verschiedenen Variationen und Metamorphosen, die dasselbe in den aufeinander folgenden Abtheilungen des Tanzes durchzumachen hatte, gab ihm endlich noch Winke über den Fortschritt und Zusammenhang derselben, und entwickelte dabei nicht nur die befriedigendste Klarheit, sondern auch durch scherzhafte Anspielungen auf die vorangegangenen Gespräche eine so liebenswürdige Schalkhaftigkeit, daß ihr die ganze Gesellschaft beim Schluß ihrer Auseinandersetzung auf das Lebhafteste Beifall klatschte und Paul unaufgefordert die Erklärung abgab, zeitlebens für einen Confusionarius gelten zu wollen, wenn es ihm auch jetzt noch begegne, den Tanz in Verwirrung zu bringen.

Fast in Aller Mienen war zu lesen, daß man diese Erklärung denn doch für gewagt hielt, und Karpinski verbarg mit Mühe die schadenfrohe Vorempfindung des Kitzels, den er sich von dem voraussichtlich traurigen Ende eines so kecken Selbstvertrauens versprach.

Allein Paul machte diesmal alle freundlichen Besorgnisse und feindlichen Hoffnungen zu Schanden. Er ließ sich auch nicht einen einzigen, den regelrechten Fortgang des Tanzes störenden Fehler zu Schulden kommen, ja als Karpinski den Versuch machte, ihn durch ein Abgehen von der gesetzlichen Ordnung zu einem Verstoß zu verleiten, war er scharfsichtig genug, dies sofort zu durchschauen, und seinen Nebenbuhler von der Fruchtlosigkeit derartiger Versuche zu überzeugen.

„Wahrhaftig!" rief der Finanzrath, als der Tanz vorüber und Alles über Pauls Leistung verwundert war. Wenn nicht hinter diesem Wunder ein kleines, fein angelegtes Manoeuvre steckt, fang' ich an, vor der praktischen Bedeutung der Begriffe Respekt zu bekommen. Nach Allem, Herr Doctor, was ich heute von Ihnen gehört und gesehen habe, sind Sie ein sehr gewiegter Idealist, und ich zweifle nicht, daß Sie recht bald auch noch anderswo als bei Spiel und Tanz den Weg von luftigen Idealen zum Soliden und Reellen finden werden! Für heute erfreuen Sie sich des Siegs, den Sie auf diesem Felde errungen haben."

Die älteren Herren begaben sich nun in das Spielzimmer, die älteren Damen suchten den Theetisch wieder auf, und die jungen Männer und Mädchen, welche im Salon zurückblieben, waren nun mehr als bisher sich selbst überlassen. Die Tanzübungen wurden

fortgesetzt; doch behandelte man sie nicht mehr mit demselben Eifer: denn seitdem Paul bewiesen, daß man von einer Capacität, wie er war, keinen weiteren Beitrag zur Belustigung erwarten dürfe, war der Grund für eine besondere Spannung verschwunden, und aus den langen Pausen, die man sich zwischen den einzelnen Tänzen gestattete, ließ sich vermuthen, daß das Interesse der jungen Paare von einem anderen Gegenstand in Anspruch genommen wurde.

In der That war es so. Karpinski war über die Vereitlung der Demüthigung, die er Paul zugedacht hatte, sichtlich verstimmt gewesen, so sehr, daß es dem Finanzrath nicht unbemerkt geblieben war. Dieser fürchtete davon eine Durchkreuzung seiner eignen Absichten, und hielt es daher für zweckmäßig, seinen Mitverschworenen auf die Planwidrigkeit seines Benehmens aufmerksam zu machen.

„Ich glaube wahrhaftig, flüsterte er ihm zu, Sie sind eifersüchtig! Sonst könnte ein so gescheuter Mann, wie Sie sind, nicht so verkehrt handeln. Bedenken Sie doch, was wir eigentlich wollen, und verscheuchen Sie nicht das Wild, das uns ins Garn laufen will!"

„Sie haben gut reden, warf Karpinski ein. Es geht auf meine Kosten!"

„Ah bah!" versetzte der Alte. Sie sind weiß Gott wie ein Kammerjäger, der der Maus das Stückchen Speck nicht gönnt, mit dem man sie fängt! Sei'n

Sie ein vernünftiger Mensch und kein verliebter Thor!"

Karpinski sah dem Finanzrath, der hiemit das Gespräch abbrach, mit mehr mißtrauischen, als überzeugten Blicken nach. Gleichwohl mußte er ihm doch in so weit Recht geben, daß es gerathener sei, dem alten, tiefer angelegten Plane treu zu bleiben, als sich durch augenblickliche Verstimmung zu einem Putsch verleiten zu lassen, mit dem er im besten Fall nicht mehr als einen flüchtigen Kitzel seiner Schadenfreude erreichen würde.

Er war daher zum Tanz mit der Absicht zurückgekehrt, Paul zwar unbemerkt im Auge zu behalten, übrigens aber ihn unangefochten zu lassen. Hiemit hatte der Tanz das Interesse für ihn verloren, und statt sich daher seiner mit dem sonstigen Eifer anzunehmen, zog er es vor, seine Tänzerinnen über Paul auszuhorchen, um zu erfahren, ob auch sie bereits über die Annäherung zwischen ihm und Therese Beobachtungen gemacht hätten. Zu seinem Aerger mußte er hören, daß dem wirklich so war. Obschon sich die jungen Damen, welche den Grafen seit lange als Theresens Bräutigam ansahen, nur mit großer Zurückhaltung über diesen Punkt gegen ihn äußerten, fanden sie doch die Verwicklung, die sich hier anspinnen zu wollen schien, viel zu pikant, als daß sie dem Reiz, hierüber einige unschuldige Bemerkungen fallen zu lassen, ganz hätten widerstehen können.

Einen noch innigeren Antheil als die Uebrigen nahm augenscheinlich Alwine daran. Sie hegte, wie wir bereits aus Theresens Briefen wissen, im Stillen eine Art Neigung zu Karpinski, oder wenigstens den Wunsch, durch ihn Frau Gräfin und eine der beneidenswerthesten Damen der Residenz zu werden. Es war daher natürlich, daß sie das Aufkeimen eines Verhältnisses, an dem möglicherweise die beabsichtigte Verbindung des Grafen mit Therese scheitern konnte, mit ganz besonderer Spannung und nicht ohne Hoffnung für sich betrachtete. Allerdings war es fraglich, ob sich Karpinski in solchem Fall gerade zu ihr wenden würde. Je fester sie überzeugt war, daß er Theresen nur wegen ihres Reichthums ihr vorzog, um so weniger hatte sie Grund zu hoffen, daß ein so sehr dem Gelde huldigender Mensch ein so bescheiden begütertes Mädchen, wie sie, als einen ausreichenden Ersatz für den Verlust einer Millionärin betrachten werde. Gleichwohl schien ihr mit einer Zerreißung der ihn jetzt fesselnden Fäden schon viel gewonnen. Er wurde jedenfalls dadurch frei, und wenn sie die jungen Damen, auf die alsdann seine Wahl hätte fallen können, eine Revue passiren ließ, fand sie, daß keine darunter war, mit der sie nicht als Tochter des einflußreichen Leibarztes Sr. Majestät und dermaleinstige Erbin des Senator Busse hätte concurriren können. An Schönheit glaubte sie es selbst mit Theresen aufnehmen zu

können, und wenn sie nicht denselben Reichthum besaß, war sie dafür im Besitz eines adligen Namens, und eine Verbindung des Grafen mit ihr würde wenigstens nicht als eine Mesalliance anzusehen sein.

Eine Auflösung seines jetzigen Verhältnisses lag somit gar sehr in ihrem Interesse, und sie trug um so weniger Bedenken, selbst hiezu mitzuwirken, als sie gewiß war, auch Theresen damit einen Liebesdienst zu leisten. Unter solchen Umständen fand sie es nicht nur gerechtfertigt, mit Karpinski über das gegenseitige Verhalten der beiden Liebenden so zu reden, wie es ihren Absichten am vortheilhaftesten schien, sondern sie hielt es auch für erlaubt, all' ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit in so verlockender Weise vor ihm spielen zu lassen, daß er selbst dahin kommen mußte, in ihren Armen das Glück der Liebe dem Glanz des Goldes vorzuziehen.

Wohl fühlend, daß es ihr nicht günstig sein werde, wenn sie seine Eifersucht steigerte, sprach sie von Paul und der Gunst, die ihm Therese zu Theil werden ließ, so wenig wie möglich. Um so behaglicher aber erging sie sich in spöttelnden Bemerkungen über Theresens pedantische Geistesrichtung, indem sie auf feine Weise zu verstehen gab, es stelle sich immer klarer heraus, daß die Natur ihre Freundin nur zu einer Frau Professorin, aber nicht zu einer Dame der höhern Gesellschaftskreise bestimmt habe. „Ich hab' es immer be-

merkt, sagte sie, daß eigentlich eine Philosophin in ihr steckt. Nur wo es wie in einer Schule hergeht, ist sie in ihrem Element. In jeder freieren und leichteren Sphäre fühlt sie sich unbehaglich. Wie das Lorle unter die Professoren, so paßt sie in die haute volée!"

Karpinski konnte sich dem Eindruck, den Alwine auf ihn zu machen suchte, nicht ganz entziehen. Im Grunde seines Herzens hatte er sich immer schon zu ihr mehr als zu Therese hingezogen gefühlt. Jetzt, wo sie ihm reizender als je gegenüberstand, ward es ihm zum ersten Mal klar, daß eigentlich sie die passende Frau für ihn sei, und daß er sich keinen Augenblick besinnen würde, sie Theresen vorzuziehen, wenn sie mit ihren Reizen auch diejenigen Vorzüge vereinigt hätte, die ihm als die reellen galten. Die Verbindung mit Therese um ihretwillen aufzugeben, daran dachte er freilich nicht. Aber er sah nicht ein, weßhalb er nicht, während er bei der Einen seinen Vortheil suchte, an der Anderen sich erfreuen solle. Könne man das utile et dulce, Frucht und Blüthe nicht von einem Baume pflücken, dann breche man sie von zweien.

Also denkend, gab er sich den Fäden, mit denen ihn Alwine zu umspinnen suchte, nicht nur ohne Skrupel, sondern mit wirklichem Behagen hin; ja er that es mit einer gewissen Ostentation, theils um Theresen zu zeigen, wie wenig ihm an ihrer Unter-

haltung gelegen sei, theils um Paul über sein Verhältniß zu Therese irre zu führen und von vornherein die Meinung in ihm zu nähren, daß er in ihm keinen Nebenbuhler zu fürchten habe.

Paul gab sich inzwischen, so weit es die geselligen Rücksichten nur irgend gestatteten, dem Genuß des Glückes hin, das ihm die Unterhaltung mit Therese gewährte. Er überzeugte sich hiebei immer mehr, daß wirklich zwischen ihrer und seiner Geistesrichtung eine seltene Harmonie bestand, und auch an einer Consonanz ihrer Herzensempfindungen glaubte er kaum noch zweifeln zu dürfen. Das Einzige, was ihm in dieser Beziehung noch Bedenken machte, war die fast allzugroße Offenheit, mit der sie ihre Theilnahme für ihn zu erkennen gab. Er wußte nicht, ob dieselbe der unwillkührliche Ausdruck eines nicht zu unterdrückenden Gefühls oder nur das unbefangene Verhalten einer Verlobten sei.

Hierüber wo möglich noch am heutigen Abend Gewißheit zu erhalten, war ihm nicht nur ein Bedürfniß des Herzens, sondern auch seiner Gewissenhaftigkeit. War nämlich das Letztere der Fall, war wirklich Therese dem Grafen bereits verlobt, hatte sie — aus welchem Grunde auch immer — selbst in diese Verbindung gewilligt: dann hielt er es für seine unabweisbare Pflicht, den Verkehr mit ihr im ersten Beginn abzubrechen, denn er empfand es nur zu deutlich, daß sich im ge-

dachten Fall aus einer Fortsetzung dieses Geist und Herz bewältigenden Umganges die unheilvollsten Verwicklungen und Conflicte entspinnen konnten. Dem aber wollt' er die Geliebte unter keiner Bedingung aussetzen, und darum war er fest entschlossen, lieber ihr Haus nie wieder zu betreten, als durch Nährung unberechtiger Gefühle Schuld und Unglück in ihm zu säen.

Natürlich aber wollte er ein so schweres Opfer nicht ohne Noth bringen. Darum war jetzt all sein Sinnen darauf gerichtet, über die wirkliche Sachlage Gewißheit zu erhalten, und diese glaubte er sich am einfachsten dadurch verschaffen zu können, daß er Therese selbst zu einem Urtheil über den Grafen veranlaßte; denn er traute sich genug psychologische Beobachtungsgabe zu, um aus der Art und Weise, wie sie sich hiebei verhalten werde, einen Schluß auf die bestehenden Verhältnisse ziehen zu können. Er richtete daher mitten in einem Gespräch, worin ihm Therese Mittheilungen über ihren Bildungsgang machte, fast allzu plötzlich die Frage an sie, wie denn der Graf über ihre idealistische Lebensrichtung denke.

Auf Therese machte diese Frage in der That eine mehr als überraschende Wirkung. Sie sah Paul betroffen an, und als sie aus dem Ausdruck seiner Augen sogleich herauslas, daß er ihrer Antwort mit einer ganz besonderen Spannung entgegenharrte, ward sie

wegen derselben sichtlich verlegen, begann einige Worte zu sagen, hielt dann wieder inne, erröthete und brach sodann plötzlich mit einer jener Wendungen, durch welche junge Damen einer peinlichen Situation geschickt zu entschlüpfen wissen, das Gespräch mit Paul ab, um eine aus dem Theezimmer in den Salon eintretende Dame zu fragen, ob sie vielleicht irgend etwas suche.

Für Paul genügte diese abgebrochene Antwort, um ihn zu überzeugen, daß sich Therese wirklich bereits in einem unauflöslichen Verhältniß zum Grafen befinde, und er zweifelte nun nicht mehr, was er zu thun habe. Zwar war ihm zugleich zur Gewißheit geworden, daß sich Therese ihm gegenüber selbst dieser Verbindung schäme, daß sie ihr Jawort dazu jedenfalls nur auf den Wunsch ihrer Eltern gegeben habe und daß sich das Gefühl der Liebe erst jetzt und, wie er sich mit einer seltsamen Mischung von Weh- und Wonnegefühl sagte, wahrscheinlich für ihn zu regen beginne. Aber je sicherer er hierauf die Hoffnung gründen durfte, vielleicht das seinem Glück feindliche Band sprengen zu können, um so entschiedener hielt es für seine Pflicht, auch nicht den leisesten Versuch hiezu zu machen, sondern durch sofortigen Abbruch aller angeknüpften Beziehungen von vornherein jeder Möglichkeit einer vielleicht unheilvollen Weiterentwicklung ihrer keimenden Empfindungen vorzubeugen.

Der Entschluß, dem Glück, das ihm dies Haus bieten zu wollen schien, ein für allemal zu entsagen, war rasch gefaßt, denn vor der Forderung des Pflichtgebots mußte jede andere Stimme in ihm schweigen. Nichtsdestoweniger erfüllte ihn der Gedanke, so handeln zu müssen, mit unsäglicher Traurigkeit, und nur mit der äußersten Kraftanstrengung vermochte er dieselbe insoweit zu beherrschen, daß sie von der Gesellschaft nicht bemerkt wurde.

Dem tieferblickenden Auge der Liebe entging jedoch die Wandlung, die mit ihm vorgegangen war, nicht. Selbst aus der Art, wie er mit einer anderen Dame scherzte, erkannte Therese, daß seine Heiterkeit eine erzwungene war, und je bestimmter sie fühlte, selbst zu seiner Entmuthigung Veranlassung gegeben zu haben, um so mehr drängte es sie, zu ihm zu eilen und ihren Fehler wieder gut zu machen. Aber in Ungewißheit darüber, wie sie es anfangen solle, und fort und fort durch Gespräch oder Tanz mit Andern gefesselt, kam sie nicht zur Ausführung ihres Vorhabens, sondern mühte sich auch ihrerseits ab, ihre innere Unruhe so gut als möglich hinter der Maske der Fröhlichkeit zu verstecken.

Mittlerweile näherte sich der Abend seinem Ende. Der letzte Tanz war getanzt und Einzelne rüsteten sich zum Aufbruch. Auch Paul griff nach seinem Hut. Jetzt konnte Therese den Gefühlen ihres Herzens

nicht länger widerstehen. Sie machte sich vom Medicinalrath, der eben mit ihr sprach, los, eilte zu ihm und sagte: „Ei, Herr Doctor, Sie werden doch nicht unter den Ersten sein, welche aufbrechen? Sie müssen mir erst noch gegen Herrn von Urban beistehen, der immer noch nicht an den praktischen Nutzen der Philosophie glauben will!"

„Auch ich," erwiderte Paul mit zurückhaltendem, ja fast feierlichem Ton, „werde ihn nicht bekehren. Er hat von seinem Standpunkt aus Recht! Wer nur darin einen Nutzen erblickt, was unser leibliches Wohlsein fördert, wird in der Philosophie, die zunächst und vorzugsweise den übersinnlichen Interessen der Wahrheit und Schönheit, der Religion und Sittlichkeit dient, ja gebieterisch fordert, in Collisionsfällen die materiellen Interessen den geistigen zum Opfer zu bringen, niemals eine nützliche Wissenschaft zu sehen vermögen. Uebrigens genügt es auch nicht, die praktische Bedeutung der Philosophie blos mit Worten zu beweisen; man muß sie vielmehr durch die That bethätigen. Hiezu fühle ich mich, zwar nicht dem Herrn von Urban, doch Ihnen gegenüber verpflichtet; und nur in diesem Sinne wollen Sie es auffassen, wenn ich mich jetzt von Ihnen verabschiede, nicht nur für heute, sondern für immer! Empfangen Sie . . . ."

Therese war dieser Eröffnung mit wachsender

Spannung und Beklommenheit gefolgt. Bei den letzten Worten aber steigerte sich ihre Unruhe zu solchem Grade, daß sie sich nicht mehr zu beherrschen vermochte, sondern ihn bestürzt unterbrach: „Wie, Herr Doctor . . . Sie könnten . . . Sie wollten? . . . O das kann ja unmöglich Ihr Ernst sein! Noch vor wenig Augenblicken durft' ich ja aus Ihren Worten eine ganz andere Hoffnung schöpfen! — Was könnte Sie so plötzlich umgestimmt haben?"

„Damals glaubt' ich noch, durch eine Förderung Ihrer idealistischen Richtung Ihnen nützlich werden zu können. Seit ich aber erkannt habe, daß ich Sie damit nur in unselige Conflicte mit heiligeren Pflichten verwickeln würde . . ."

„O mein Gott," fiel ihm Therese in's Wort, „mit was für Pflichten? — Meinen Sie . . . . Doch nein! Mein Vater hat Sie ja selbst um einen philosophischen Cursus für mich gebeten, meine Mutter hat eingewilligt, und von Pflichten gegen andere Personen, die durch die Erfüllung Ihres Versprechens gefährdet werden könnten, weiß ich nichts!"

„Wie," rief Paul mit freudestrahlendem Angesicht, „so hätt' ich Sie mißverstanden?"

„Ja, Herr Philosoph, gründlich mißverstanden!" wiederholte Therese mit scherzhaft-triumphirendem Ausdruck, setzte dann aber mit schelmischer Bescheidenheit hinzu: „Sie werden daraus erkennen, wie viel Sie

noch an mir zu bilden haben, wenn ich mich nur einigermaßen verständlich ausdrücken soll!"

„Oder vielmehr," entgegnete Paul, „wie viel ich selbst noch lernen muß, um auch die Sprache des Verstummens richtig zu deuten!"

Die beiden Liebenden wurden hier durch die Unruhe, welche der allgemeine Aufbruch veranlaßte, unterbrochen; aber sie bedurften nun auch einer weiteren Verständigung nicht mehr. Alle Skrupel, die Paul eben noch gequält hatten, waren jetzt vollständig aus seiner Seele gewichen, und als ihn Theresens Eltern beim Abschied um eine recht fleißige Fortsetzung seiner Besuche baten, da konnte Therese in seinen Augen lesen, mit wie freudejauchzendem Herzen er zusagte, und der Abschiedsblick, mit dem sie ihn geleitete, verrieth auch ihm, in wie vollen Klängen der Jubel seiner Seele in ihrem Busen wiederhallte.

Auch Alwine verließ die heutige Soirèe mit großer Befriedigung. In demselben Augenblick, wo sie mit geheimer Freude das herzliche Einverständniß beobachtete, in welchem die beiden Liebenden von einander schieden, feierte sie vor aller Augen den Triumph, daß ihr der Herr Oberstaatsanwalt mit mehr als gewöhnlicher Galanterie den Shawl um die Schultern legte, dann ihr seinen Arm bot, um sie bis zum

Wagen zu geleiten, und sich an ihrer Seite von Therese mit geflissentlicher Kühle verabschiedete.

„Bravo!" flüsterte ihm der Finanzrath beim Hinausgehen in's Ohr. „Jetzt fangen Sie an, Ihre Rolle gut zu spielen!"

IX.

Paul war von jetzt an ein regelmäßiger Gast im Schrodt'schen Hause und ihm bald dergestalt befreundet, daß er nicht nur in den Soireen und sonstigen Gesellschaften, sondern auch im engsten Familienkreise jederzeit herzlich willkommen war. Der eigentliche Magnet für ihn war natürlich Therese; aber er mußte sich gestehen, daß er auch mit den beiden Alten nicht ungern verkehrte. Huldigten sie auch ganz anderen Lebensansichten als er, so traten sie ihm doch mit denselben nie schroff und verletzend entgegen. Zwar ließen sie es nicht daran fehlen, ihn wegen der seinigen zu necken und ihm dieselben als phantastisch und unersprießlich hinzustellen; aber das geschah stets in so harmloser Weise, daß die kleinen Streitigkeiten, welche sich daraus entspannen, niemals eine wirkliche Verstimmung erzeugten, sondern nur zur Würzung der Unterhaltung beitrugen. Ueberhaupt lag in ihrem ganzen Benehmen, in der Art und Weise, wie sie unter

sich und mit Andern umgingen, in allen ihren Einrichtungen und Gewohnheiten etwas Gewinnendes und Behagenerweckendes; insbesondere aber trug ihr Verhalten gegen Paul so unverkennbar das Gepräge der Herzlichkeit und des Wohlwollens, daß er sich zu ihnen hätte hingezogen fühlen müssen, auch wenn es in ihrer Umgebung nicht einen Gegenstand von noch ganz besonderer Anziehungskraft gegeben hätte.

Die Freundlichkeit, mit der sie ihm entgegenkamen, rief in ihm das Bedürfniß hervor, seinerseits auch ihren Wünschen und Neigungen so viel als möglich Rechnung zu tragen. Zwar die Cigarre, die ihm der Finanzrath mit unermüdlicher Beharrlichkeit bei jedem seiner Besuche anbot und anpries, wies er stets mit ebenso unermüdlicher Beharrlichkeit zurück. Dagegen ließ er es sich gefallen, daß ihn der Alte in die Feinheiten des Whist- und L'hombrespieles einweihte, und bald war er mit denselben dergestalt vertraut, daß er im Nothfall den dritten oder vierten Mann am Spieltisch abgeben konnte, ohne sich beim Finanzrath allzuoft als den „Sohn seines Vaters" in Erinnerung zu bringen. Auch ließ er sich von demselben gern über die Tagesinteressen der Börse, über das Steigen und Fallen der Papiere, die Chancen gewisser Speculationen und Anderes der Art unterrichten, und las ihm zu Liebe mit größerer Aufmerksamkeit, als sonst, gerade

diejenigen Zeitungen, von deren Standpunkt aus er sich am leichtesten mit ihm verständigen konnte.

Nicht so leicht ward es ihm, mit Behauptung seiner eignen Grundsätze in die Anschauungsweise von Theresens Mutter einzugehen. Als geborene Aristokratin gab sie, wie wir wissen, sehr viel auf die conventionellen Formen und verlangte insbesondere von einem jungen Manne die zuvorkommendste Beobachtung der hergebrachten Artigkeiten und Galanterien. Bei dem sehr einfachen, zurückgezogenen Leben aber, das Paul bis jetzt geführt hatte, besaß er hiefür weder ein hinlänglich geübtes Auge, noch eine ausreichende Geschmeidigkeit der Bewegungen. Es begegnete ihm daher wohl zuweilen, daß er, allzu lebhaft mit einem wichtigeren Gegenstande beschäftigt, die Gelegenheit, die sich ihm zur Erweisung einer Aufmerksamkeit darbot, entweder gänzlich übersah oder zu spät bemerkte, um noch rechtzeitig seine Dienstfertigkeit beweisen zu können. Allein sein guter Wille und der ihm angeborene Tact für das Schickliche und Wohlanständige halfen doch auch hier bald ersetzen, was ihm aus Mangel an Uebung abging, und in seinem reinen, kindlichen Sinn, sowie in der natürlichen Hochachtung, die er sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber noch bewahrt hatte, besaß er sogar Vorzüge, durch die er die eingelernten Galanterien anderer junger Männer tief in Schatten stellte. Dem Geschmack der Geheimräthin mußte er

allerdings öfter widersprechen, allein er vermied dabei jede Rigorosität und Pedanterie und sah keine Abtrünnigkeit von seinen Principien darin, wenn er ihr zu Gefallen auch an der Lectüre solcher Bücher Theil nahm, die er aus eignem Antriebe vielleicht nicht gelesen hätte, oder sie in solche Theatervorstellungen und Concerte begleitete, die seinen Anforderungen an die Kunst nicht ganz entsprachen. Er glaubte das ihm bewiesene Wohlwollen um so mehr durch Zugeständnisse dieser Art erwidern zu müssen, als er andererseits fest entschlossen war, in allen wichtigen Fragen streng seinen Grundsätzen getreu zu bleiben. Je mehr ihm Therese der höchsten Opfer würdig schien, um so höher hielt er sich auch verpflichtet, sich zu keinem Schritt bestimmen zu lassen, durch den er sich ihres Besitzes unwerth gemacht haben würde.

In dieser Gesinnung wurde er durch Therese selbst bestärkt. Natürlich war er bei seiner vertrauteren Stellung zur Familie auch zu ihr in ein zwangloseres Verhältniß getreten und fand, wenn nicht oft, doch zuweilen Gelegenheit, sich mit ihr auch ohne Beisein eines Dritten zu unterhalten. Theresens Mutter hielt zwar in diesem Punkt mit einer jetzt ungewöhnlichen Strenge an den ihr anerzogenen Anstandsformen fest; allein gerade Paul gegenüber gestattete sie sich am ehesten eine Ausnahme, theils weil sie zu ihm ein ganz besonderes Vertrauen hegte, theils weil sie sich von

vornherein daran gewöhnt hatte, das Wohlgefallen, welches Paul und Therese an einander fanden, nicht als eine Herzensangelegenheit, sondern nur als ein Sympathisiren in Geschmackssachen zu betrachten. Wenn sie es daher trotzdem als ihre Pflicht ansah, Beide nicht allzu oft sich selbst zu überlassen, so geschah dies weniger in der Besorgniß, daß sich zwischen ihnen eine Herzensbeziehung entwickeln könne, als weil sie fürchtete, Therese könne sich ohne ihre mütterliche Gegenwirkung allzu weit über die Gränzen der specifisch weiblichen Bildung hinausverirren.

Bei der skrupulösen Gewissenhaftigkeit Paul's erschien es ihm wirklich anfangs als eine Art von Pflicht, das Vertrauen, welches die Mutter in ihn setzte, nicht zu täuschen und auch das unbelauschte Zusammensein mit Therese nur zur Unterhaltung über die sie gerade interessirenden Fragen der Wissenschaft und Kunst zu benutzen. Allein unsere Leserinnen werden es ihm gewiß nicht zum Verbrechen anrechnen, wenn ihn trotzdem das Glück eines solchen Selbanderseins dergestalt berauschte, daß er seinen allzu stoischen Grundsätzen abtrünnig wurde.

Wie dies zuging, wie es geschah, vermögen wir nicht zu erzählen. Wußten sie doch hinterher selbst kaum, wie es geschehen war. Eben noch in einer philosophischen Discussion über die ästhetischen Gesetze des Dramas, über Verwicklung und Entwicklung, Schuld

und Sühne, Peripatie und Katharsis begriffen, befanden sie sich urplötzlich, ohne daß es eines kunstgerechten Uebergangs bedurft hätte, selbst in einer dramatischen Situation, indem sie, unbekümmert um die Verwicklungen, die daraus hervorgehen konnten, das längst zwischen ihnen geschlossene Seelenbündniß nun auch zu einem Bündniß der Hände und Lippen machten und es auf ihre eigene Hand durch Schwüre und Küsse besiegelten. Der Dialog floß dabei anfangs sehr spärlich. Sie hatten sich im ersten Wonnerausch nur Eins zu sagen, und dieses Eine versicherten sie einander, ohne sich auch nur einer Mannigfaltigkeit im Ausdruck zu befleißigen, immer wieder auf's Neue, nicht weil sie ihren gegenseitigen Versicherungen nicht geglaubt hätten, sondern weil Beide nicht müde wurden, das süßeste Wort der Sprache, dessen Klang sie heute zum ersten Mal vernahmen, immer wieder und wieder zu hören.

Erst als sie durch ein Geräusch in einem der Nebenzimmer wieder an die Außenwelt erinnert wurden, gelangten sie dazu, ihre Lage nun auch mit den Augen, die Andere dazu machen würden, zu betrachten, und damit kehrte ihnen nicht nur ein reicherer Erguß der Sprache, sondern in gewissem Sinne auch ihre philosophische Ruhe zurück. Von diesem Standpunkt mußten sie sich nun allerdings Manches sagen, was sich nicht so leicht, wie die Seligkeit, die sie eben ge-

nossen, in einige wenige Worte fassen ließ. Es gab da gar manche und, wie sie sich gestehen mußten, ziemlich heiklige Fragen zu erörtern. Zuerst: was würden Theresens Eltern dazu sagen? Sodann: was hatte man von Karpinski zu gewärtigen? und endlich: wie und wann gelangte Paul zu einer äußeren Lebensstellung, die ihm Aussicht gab, aus eignen Kräften die seinem Glück sich entgegenstellenden Schwierigkeiten zu besiegen? — Die Antworten, die sie sich auf diese Fragen zu geben vermochten, lauteten alle sehr zweifelhaft, und insbesondere sah Paul mehr sorgen- als hoffnungsvoll in die Zukunft, während Therese dieselbe in rosigerem Lichte erblickte.

„O wegen meines Vaters," ermuthigte sie ihn, „mach' Dir keine Sorgen! Man sieht es ihm ja an den Augen an, wie viel er auf Dich hält!"

„Er ist allerdings ungemein freundlich gegen mich," erwiderte Paul. „Doch ist er mit meiner idealistischen, unpraktischen Richtung sehr unzufrieden. Er hält mich doch eigentlich für einen Schwärmer, und einem solchen wird er sein Kind nicht geben wollen!"

„Warum nicht? Ist nicht sein Kind selbst eine Schwärmerin? Paßt Gleich und Gleich nicht gut zusammen?"

„Ich fürchte, er hält es umgekehrt für seine Pflicht, Dich mit einem solchen zu verbinden, der geneigt ist, Deinem Idealismus das Widerspiel zu halten."

„Möglich, daß er früher so etwas im Sinne gehabt hat. Jetzt aber scheint er davon zurückgekommen zu sein. Würd' er sich sonst einen solchen Apostel des Idealismus in's Haus geladen haben?"

„Mir scheint, es ist ihm dabei mehr um die Bekehrung des Apostels, als um die Deinige zu thun!"

„Nun, und ist der Apostel nicht gewillt, sich auch ein klein wenig bekehren zu lassen?" fragte Therese mit schalkhaftem Lächeln.

„O Therese!" erwiderte Paul mit Wärme. „Für die Bekehrungen, die von Dir kommen, kann es kein gläubigeres und bußfertigeres Herz geben, als das meine. Ich fühle nur zu sehr, wie noth es mir thut, aus der öden, kalten Einsamkeit in das blühende, warme Leben eingeführt zu werden, und welcher Hand könnt' ich vertrauensvoller folgen, als der Deinen? Wohin Du mich führst und führen wollen kannst, dahin werd' ich ja stets auch mein eigenstes Wesen, mein innerstes Selbst rein und unverfälscht mitnehmen können. Aber ich fürchte, Dein Vater erwartet noch mehr von mir. Er scheint zu hoffen, ich werde mich im Umgang mit ihm und seinen Freunden ganz und gar von meiner Lebensanschauung zu der seinigen hinüberziehen lassen, und diese Hoffnung, fühl' ich, werd' ich ihm niemals erfüllen können. Alles das, was er meinen Idealismus nennt, ist der eigentliche Kern meines Ich, und ein Verleugnen der darin wurzelnden

Ueberzeugungen würde einer Vernichtung meines Wesens, einem Selbstmorde gleich sein. Sobald er dies erkennt, wird er einsehen, daß er sich in mir getäuscht hat, und mit der Theilnahme, die er mir jetzt schenkt, wird es zu Ende sein!"

„Nein, Paul!" sagte Therese. „Ganz so, wie Du ihn Dir denkst, ist er nicht. Zwar glaub' ich selbst, daß er etwas Derartiges von Dir hofft und wünscht. Aber sein Wohlgefallen an Dir ist dadurch nicht bedingt. Er liebt Dich auch so, wie Du jetzt bist; und wenn Du ihm nur, wie bisher, in seinen kleinen Neigungen und Capricen entgegenkommst, wird er Dir gern den Kern Deiner Ueberzeugungen lassen."

„Zuweilen kommt mir das selbst so vor. Aber gesetzt, es sei so — wird sich seine Liebe zu mir so weit erstrecken, daß er mir sein Theuerstes gäbe?"

„Ei, mein hartnäckiger Zweifler, Du scheinst ganz zu vergessen, daß ich dabei doch auch ein Wörtchen werde mitsprechen dürfen! Wenn ich wirklich sein Theuerstes bin, muß er auch meinen Willen respectiren!"

„Ja, Therese, Du hast Recht! Da Du meine Bundesgenossin sein willst, darf ich an meinem Siege nicht mehr zweifeln. Aber heiße Kämpfe, fürcht' ich, wird es kosten! Karpinski hat über Deinen Vater eine große Gewalt, und er wird kein Mittel unversucht lassen, seine eignen Pläne durchzusetzen und zugleich seine Rachlust an mir zu kühlen!"

„O wie kannst Du ihn noch fürchten! Er hat Dir ja schon vollständig das Feld geräumt! Er spricht ja gar nicht mehr mit mir, sieht mich kaum noch an, kommt überhaupt weit seltner, als sonst, noch zu uns, und wenn er kommt, unterhält er sich fast nur mit meiner Mutter."

„Und diese ist ihm offenbar gewogen!"

„Die Bevorzugung, die sie ihm zu Theil werden läßt, gilt nur seinem Gräfenstand. Aber allerdings wird uns daraus ein kleiner Kampf erwachsen, denn es ist ein seit lange genährter Wunsch von ihr, den Adel, den sie meinem Vater zum Opfer gebracht hat, in mir wieder erneuert zu sehen. Indeß — was kann sie machen, wenn sich der Graf selbst zurückzieht?"

„Ich traue der Rolle nicht, die er jetzt spielt. Das höhnische Lächeln, das er zuweilen auf uns fallen läßt, scheint mir dafür zu sprechen, daß er seiner Sache sehr gewiß zu sein glaubt und sich jetzt nur zurückzieht, weil er hofft, ich werde mich dadurch sicher machen lassen und mich dann um so eher durch einen voreiligen Schritt compromittiren."

„Ihm ist so etwas zuzutrauen. Aber ich denke, ich hab' ihm deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er von mir nun und nimmermehr etwas zu hoffen hat. Und er ist zu gescheut, als daß er sich ohne Hoffnung auf Erfolg auf ein solches Intriguenspiel einlassen

sollte. Inzwischen wird es nicht schaden, wenn wir ihm gegenüber möglichst vorsichtig sind und Alles zum Abschluß bringen, eh' er sich einmischen kann."

Die beiden Liebenden fühlten sich durch die letzte Wendung daran erinnert, daß vor allen Dingen erwogen werden müsse, auf welchem Wege sie am sichersten das ersehnte Ziel erreichen könnten und wie sie sich jetzt den Eltern gegenüber verhalten sollten. Paul war der Ansicht, daß er von seiner jetzigen Stellung aus eine directe Bewerbung um ihre Hand schlechterdings nicht wagen dürfe: denn von einem schlichten Anwalt und noch dazu einem solchen, der seine Kräfte vorzugsweise der jetzt unterdrückten Partei leihe, werde ihr Vater und alle Welt einen so kühnen Schritt nur lächerlich finden. Er werde daher warten müssen, bis er in eine andere Stellung eingerückt sei, wozu er freilich unter dem gegenwärtigen Regierungssystem augenblicklich auch nicht die entfernteste Aussicht habe. Alle seine Hoffnungen seien daher zur Zeit lediglich auf die Ueberzeugung gestützt, daß sich das jetzige Gouvernement nicht lange mehr werde behaupten können und daß ihm eins folgen müsse, unter dem er zuversichtlich auf baldigste Förderung werde rechnen dürfen.

Therese schüttelte hiezu lächelnd den Kopf. „Wie", sagte sie, „von den Chancen der Politik soll unser Glück abhängig sein, so daß unsere Hoffnungen dem

Steigen und Fallen ausgesetzt wären, wie die Papiere? — Nein, Paul, das kann unmöglich Dein Ernst sein, und Du wärst auch gar nicht auf eine so frevelhafte Idee gekommen, wenn Dir nicht Dein übertriebener Männerstolz einen Streich gespielt hätte. Du willst, ich soll Alles Dir und Du gar nichts mir zu verdanken haben! Ist das billig? — Uebrigens versteckt sich hinter diesem Stolze eine Bescheidenheit, die Deiner gar nicht würdig ist. Wird denn der Werth eines Mannes durch seinen Titel bestimmt?"

„Nicht durch seinen Titel", warf Paul ein, „wohl aber durch seine Stellung in der Gesellschaft und durch die Bedeutung seines Wirkungskreises."

„Nun", fuhr Therese fort — „und mit welcher Stellung ist eine bedeutendere und einflußreichere Wirksamkeit verknüpft, als mit der eines Advocaten? Zumal eines solchen, wie Du einer bist! — Still! Deine Einwendungen gelten nichts! — Wer in der ganzen Residenz kann sich denn jetzt mit Paul Leonhard, dem allgemein Gefeierten und von allen Schutzbedürftigen Gesuchten, an Einfluß und Bedeutung messen? Und dieser soll nicht wagen dürfen, was ein Gräflein Karpinski wagt, der von ihm zu Boden geschmettert ist?"

„So urtheilst Du, Therese; aber nicht die Welt, nicht Dein Vater!"

„Auch die Welt! Auch mein Vater! Du solltest nur hören, wie sie in Deiner Abwesenheit von Dir

sprechen! Ja, glaub' es mir, sie haben trotz der kleinen Moquerien, die Du Dir mußt gefallen lassen, einen ganz gewaltigen Respect vor Dir, mehr als vor dem Justizminister selbst, der Du doch im günstigsten Fall unter einem anderen Ministerium nur werden könntest! — Ach —“ fügte sie mit einem ehrlich gemeinten, aber doch etwas humoristisch gefärbten Seufzer hinzu — „wenn man Einen von uns Beiden anmaßend finden sollte, werde ich es sein! Von mir ist es allerdings mehr als Kühnheit, mein Auge zu einem Mann wie Du bist . . .“

Paul ließ sie nicht zu Ende reden, sondern verschloß ihr den Mund mit einem Kuß und sagte dann: „Wart! Wenn sogar Du schon über mich spotten willst, werd' ich Dich in der That zum Respect zwingen müssen — obschon ich zugeben muß, daß ich den Spott ein klein wenig verdiene. Aber . . .“

„Nun kein Aber mehr! Ich sehe Dir's schon an, was Du sagen willst! Ich sehe schon die Sorgen des Hausvaters auf Deiner Stirn, der nicht weiß, wie er seine Frau, zumal eine von solchen Ansprüchen, soll ernähren können! Aber wer sagt Dir denn, daß ich eine solche bin? Meinst Du etwa, all der Tand und Flitter, mit dem ich jetzt umhangen und umgeben bin, sei eine Bedingung meines Glücks? — Ich versichere Dich, ich habe mich in der Pension, wo Alles ganz einfach und frugal herging, viel glücklicher ge-

fühlt als hier. Ich habe nach diesen Herrlichkeiten niemals zu trachten und zu schmachten brauchen, darum bin ich von Anfang an gleichgültig dagegen geblieben. Ich habe mich auch nicht an sie gewöhnt: denn in Zeiten, wo ich nach meinem eigenen Geschmack leben durfte, hab' ich sie mir fern gehalten, ohne sie zu vermissen, und jetzt, wo ich mich ihnen nicht entziehen kann, sind sie mir zur Last. Drum fort mit den Sorgen und Bedenken! Ein Leben, wie Du es mir bieten kannst, hat gerade den höchsten Reiz für mich. Sollten wir aber blos meinen Eltern zu Liebe ein sogenanntes großes Haus machen müssen — nun, dann mögen sie auch die Mittel dazu hergeben! Einverstanden?"

Paul war von der liebenswürdig heiteren Weise, in der Therese seine Bedenken zu beseitigen suchte, und noch mehr von dem Gemüth, das sie dabei entfaltete, entzückt. Gleichwohl waren die Gefühle, die sich dagegen in ihm sträubten, noch nicht ganz überwunden, und schon begann er neuen Einwendungen Ausdruck zu geben, als sie plötzlich in ihrer geheimen Berathung unterbrochen wurden, ohne daß sie über das Verhalten, welches sie von jetzt an zu beobachten hätten, zu einem festen Entschluß gekommen wären.

Die natürliche Folge davon war, daß sie den Eltern und der Welt gegenüber vor der Hand noch in der bisherigen Weise fortlebten und das Glück des

geschlossenen Herzensbundes in der nächsten Folgezeit nur als ein süßes Geheimniß genossen. Zu einem unbelauschten Austausch der Gedanken bot sich ihnen hiebei nur selten ein flüchtiger Augenblick, und so gingen Wochen vorüber, ehe sie sich über den zunächst zu thuenden Schritt mit einander verständigen konnten. Und bei der Seligkeit, die ihnen schon das bloße Bewußtsein der gegenseitigen Liebe gewährte, und bei dem eigenthümlichen Reize, der dem Einverständniß liebender Herzen gerade aus der Heimlichkeit zu erwachsen pflegt, fühlten sie auch gar nicht so sehr das Bedürfniß, dem dermaligen Zustande durch einen gewaltsam herbeigeführten Schritt ein Ende zu machen, zumal sie keine Bürgschaft dafür hatten, ob sie sich durch solchen Schrit ein zuverlässiges Glück erringen oder das, welches sie jetzt besaßen, zertrümmern würden.

Mittlerweile gestalteten sich jedoch die Verhältnisse immer mehr so, daß Paul die Ueberzeugung gewann, er dürfe seine Beziehung zur Familie nicht länger mehr in der bisherigen Unklarheit bestehen lassen, sondern müsse sich zur großen Frage an das Schicksal entschließen. Die wachsende Freundlichkeit des Finanzraths ermuthigte ihn dazu immer mehr, einzelne Scherze und Bemerkungen desselben schienen ihn sogar dazu aufzufordern, auch Karpinski's Benehmen nahm immer

mehr den Anschein an, als ob er Therese aufgegeben und seine Neigung Alwinen zugewandt hätte, und so faßte er denn in Uebereinstimmung mit der Geliebten den Entschluß, bei erster günstiger Gelegenheit mit dem Vater derselben offen über seine Herzenswünsche zu reden.

X.

Die Gelegenheit zur Ausführung des von Paul gefaßten Entschlusses ließ nicht lange auf sich warten. Die Rücksicht auf die üblichen Formen des geselligen Lebens hatte Paul dazu genöthigt, sich auch in den dem Schrodt'schen Hause zunächst befreundeten Familien einführen zu lassen, und er konnte nicht umhin, öfter den Einladungen derselben Folge zu leisten. Zu diesen Familien gehörte auch die des Barons von Geisau, dessen Wohnsitz etwa eine Stunde von der Residenz entfernt lag. Dieser empfand zwar, wie seine Gemahlin, gegen den jungen Advocaten die gründlichste Abneigung und hätte ihn lieber en canaille behandelt, als ihm irgend eine Artigkeit erwiesen. Aber bei seiner Vorliebe für kühne Speculationen war die ungetrübte Freundschaft mit dem reichen Bankier ein Vortheil, dem derartige Antipathien zum Opfer gebracht werden mußten; und da er sich außerdem

nicht verhehlen konnte, daß es nicht nur der Sache seiner Partei, sondern auch seinen Privatinteressen von großem Nutzen sein könne, wenn es gelinge, eine so bedeutende Capacität, wie Paul war, für sich zu gewinnen, so verbarg er seinen inneren Widerwillen unter dem Firniß der ihm jederzeit zu Gebote stehenden Courtoisie und veranstaltete eigens zu Paul's Ehren eine zwar nur aus Herren bestehende, sonst aber sehr glänzende Mittagsgesellschaft.

Während der Gesellschaft selbst geschah nichts, was uns interessiren könnte; wohl aber auf der Rückfahrt von derselben. Bei dieser kam Paul mit dem Finanzrath ganz allein in dessen Wagen zu sitzen. Das war eine Gelegenheit, wie sie sich nicht günstiger darbieten konnte; ja Paul brauchte dabei nicht einmal nach einem Anknüpfungspunkt zu suchen, sondern er bot sich auf die ungezwungenste Weise von selbst dar.

Paul hatte einigen Verlust im Spiel gehabt, und als er im Gespräch darüber die Aeußerung fallen ließ, daß er überhaupt im Spiel kein Glück habe, tröstete ihn der Alte mit der bekannten Redensart, er solle sich das nicht leid sein lassen, denn um so mehr Glück werde er in der Liebe haben.

„Ja," sagte Paul, „wenn das nur eben so wahr wäre, als es für eine Wahrheit ausgesprochen wird! Ich glaube, man könnte dann von mir, wie von Maria, sagen, ich hätte den besseren Theil erwählt."

„Je nun," sagte der Bankier, „warum soll es nicht wahr sein? Sie müssen es versuchen! Ein Mann wie Sie kann überall anklopfen!"

„Wirklich?" versetzte Paul. „Ich möchte doch sehen, welche Miene Sie dazu machen würden, wenn ich Sie beim Wort nehmen wollte!"

Der Finanzrath nahm bei diesen Worten die Cigarre aus dem Munde, kehrte sich mit dem Ausdruck der Ueberraschung nach Paul um, fixirte ihn eine Weile und sagte dann: „Wie war das gemeint, Herr Doctor? Blos um mich auf die Probe zu stellen, oder in ernster Absicht?"

„Sehen Sie," erwiderte Paul, „schon der bloße Gedanke, daß es ernstlich gemeint sein könnte, versetzt sie in Erstaunen über meine Tollkühnheit! Was werden Sie erst sagen, wenn ich Ihnen gestehe, daß es in der That ernstlich gemeint ist?"

„Also ist es ernstlich gemeint? — Nun ich kann Ihnen zu dieser Tollkühnheit, wie Sie es nennen, nur gratuliren. Ich erkenne daraus, daß Sie anfangen, Ihr Auge auf ein vernünftiges Ziel zu richten, und nun auch die Wege nicht verschmähen werden, die allein zu solchem Ziele führen können."

Er reichte bei diesen Worten Paul die Hand und sah ihn dazu mit einem Gesichtsausdruck an, der zwar noch eine verschiedene Deutung zuließ, aber doch offenbar mehr Befriedigung als Befremdung über das Ge-

ständniß des jungen Mannes verrieth. Paul, der kaum eine so freundliche Aufnahme seines Antrages erwartet hatte, ergriff die dargebotene Hand mit Wärme und rief in freudiger Aufwallung: „Wie? So finden Sie die Wünsche meines Herzens nicht zu kühn? So wollen Sie mir ....“

„Nicht zu hastig! Nicht zu hastig, junger Mann!“ fiel ihm der Alte in's Wort. „Ich kann Ihre Intentionen nur billigen, und daß es gerade mein Kind ist, durch das Sie glücklich zu werden hoffen, gereicht mir zu ganz besonderer Ehre: denn Sie sind ein junger Mann, den ich schätze und liebe, ein Mann, der eine glänzende Zukunft vor sich hat, ja in Kurzem vielleicht schon ein gemachter Mann, mit dem in engere und engste Verbindung zu treten jede Familie sich geschmeichelt fühlen muß. Machen Sie dagegen keine Einwendungen. Es ist das keine bloße Höflichkeitsphrase, sondern meine aufrichtige Herzensmeinung, mein vollkommenster Ernst. Aber daraus, daß ich Ihre Wünsche billige und mich durch Ihren Antrag geehrt fühle, folgt noch nicht, daß ich mich in der Lage befinde, ihn ohne Weiteres zu erfüllen. Hören Sie mich ruhig zu Ende: denn ich will ganz offen mit Ihnen reden, wie Sie es verdienen. Wäre ich in dieser Angelegenheit vollkommen frei, so ließe ich mich vielleicht durch die Achtung und Liebe, mit der ich Ihnen zugethan bin, bestimmen, Ihnen schon jetzt mein

Jawort zu geben. Aber ich bin es nicht. Es walten in dieser Sache Umstände ob, die mich in meiner freien Entschließung hemmen. Sie lassen sich vielleicht beseitigen; ich hoffe sogar, daß sich darüber hinauskommen läßt. Aber die Verhältnisse sind heikliger, delicater Natur; sie wollen zart und vorsichtig angegriffen werden. Jedenfalls bin ich durch den Augenblick noch an sie gebunden und nicht im Stande, Ihnen auf der Stelle eine bestimmte, endgültige Antwort zu geben."

Paul konnte in dieser Erwiederung keine bloße Ausflucht sehen. Stimmte doch, was ihm der Finanzrath hier andeutete, genau mit dem überein, was er schon längst über eine beabsichtigte Verbindung Theresens mit Karpinski gehört und durch eigne Beobachtungen bestätigt gefunden hatte. Allerdings hatte er sich, von der Geliebten unterstützt, während der letzten Zeit in die Hoffnung hineingeredet, die Sache sei entweder von Anfang an nicht ernstlich gemeint gewesen oder schon wieder aufgegeben, und als eine Vereitlung dieser Hoffnung empfand er die Antwort des Alten schmerzlich. Andererseits aber schien ihm dieselbe doch insofern tröstlich, als er daraus entnehmen zu können glaubte, daß der Finanzrath selbst bereits die Unausführbarkeit seines ursprünglichen Planes erkannt habe und geneigt sei, die angeknüpften Fäden wieder zu lösen.

Er unterließ nicht, diese Hoffnung gegen den Finanzrath auszusprechen, worauf dieser erwiderte: „Auch hierüber will ich Ihnen ganz offen meine Meinung sagen. Eigentlich sind die angeknüpften Beziehungen von der Art, daß ich meinerseits auch nicht den geringsten Grund habe, eine Auflösung derselben zu wünschen. Sie entsprechen in jedem Betracht meinen Bestrebungen und Lebensansichten und bieten Vortheile, wie man sie nicht glänzender wünschen kann. Nur unter zwei Voraussetzungen könnte ich mich daher geneigt fühlen, eine Lösung derselben geschehen zu lassen oder selbst einzuleiten; entweder, wenn dieselbe von der andern Seite gewünscht würde, oder wenn ich die unzweifelhafte Ueberzeugung gewönne, daß die intendirte Verbindung meinem Kinde entschieden zum Unglück ausfiele.“

„Das hab' ich von Ihnen nicht anders erwartet!“ fiel Paul mit sehr erleichtertem Herzen ein. „Ein Mann von Ihrem Gemüth kann unmöglich sein einziges, zärtlich geliebtes Kind gegen ihre Liebe verheirathen und leidigen Verhältnissen zum Opfer bringen wollen.“

„Ei,“ versetzte der Alte, „in diesem Punkt bin ich doch mit Ihnen noch nicht ganz einerlei Meinung. Gegen das Glück meiner Tochter werd' ich allerdings nichts thun. Aber, daß das Glück der Ehe allemal von dem abhängen sollte, was Ihr jungen Leute

Liebe nennt, zu dieser Ansicht kann ich mich nicht bekennen."

Paul wollte dagegen Einspruch erheben; aber der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Lassen wir das!" sagte er. „Das sind Principienfragen, über die wir uns von unseren beiderseitigen Standpunkten aus doch schwerlich verständigen werden. Hören Sie dafür, was ich Ihnen vorzuschlagen habe. Ich meine es ehrlich und habe Ihr wahres Wohl im Auge. Sie bewerben sich um die Hand meiner Tochter. Obschon Ihre äußere Lage noch nicht von der Art ist, wie sie für solchen Schritt sein sollte, mißbillige ich doch denselben nicht; ich freue mich vielmehr Ihres Vertrauens. Leider aber kann ich demselben nicht so entsprechen wie ich möchte. Bestehende Verhältnisse hindern mich daran. Diese auf der Stelle zu beseitigen, liegt außer meiner Macht, ja es ist auch gegen mein Interesse. Trotzdem erkläre ich mich bereit, eine solche Beseitigung anzustreben, sobald ich die Ueberzeugnng gewonnen habe, daß das Glück meiner Tochter durch eine Verbindung mit Ihnen besser und sicherer verbürgt ist, als durch die zur Zeit intendirte Verbindung. Sind Sie damit zufrieden?"

„Ich erkenne," versetzte Paul, „daß Sie unter den leider einmal obwaltenden Umständen nicht mehr gewähren können. Werden Sie aber unter den Gründen, durch die Sie Ihre Ueberzeugung bestimmen lassen,

denen, welche die Liebe Ihrer Tochter in die Wagschaale wirft, gar kein Gewicht beilegen?“

„Sein Sie unbesorgt! Auch die Gründe des Herzens sollen gehört werden, ja sie sollen den letzten Ausschlag geben, sobald ich die Vorbedingungen erfüllt sehe, ohne die überhaupt kein eheliches Glück möglich ist.“

„Sie meinen, ich soll mir erst eine Stellung verschaffen, in der ich eine Frau ernähren kann?“

„Allerdings mein' ich etwas der Art, wenn ich auch nicht gerade an's „Ernähren“ gedacht habe. Sie werden selbst einsehen, daß Ihre jetzige Stellung noch nicht eine solche ist, wie sie ein Mann haben muß, dem ein Vater seine Tochter geben soll. Sie haben sich zwar in derselben bereits einen sehr geachteten, ja berühmten Namen errungen, und wenn Sie sich das zu Nutz zu machen wissen, kann Ihnen dieselbe auch ein ganz respectables Einkommen abwerfen. Aber es ist und bleibt doch immer eine höchst unsichere, höchst prekäre Stellung, zumal bei dem Standpunkte, den Sie der Regierung gegenüber eingenommen haben.“

„Sie wissen,“ warf Paul in einem Ton ein, durch den er die Absicht verrieth, diese Wendung des Gesprächs abschneiden zu wollen. Aber der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort: „Bitte, lassen Sie mich ausreden. Ich weiß, daß die Absichten und Gesinnungen, von denen Sie sich leiten

15*

lassen, höchst ehrenwerthe sind, daß Sie mit den gewöhnlichen Wühlern und Unruhstiftern nichts gemein haben, ja es im Innersten Ihres Herzens mit der Regierung besser meinen, als viele ihrer eifrigsten Anhänger. Aber sie gehen dabei von idealistischen, schwärmerischen Voraussetzungen aus, tragen den bestehenden Verhältnissen keine Rechnung, und bereiten durch die Begeisterung und Beredsamkeit, mit der Sie in Ihren Defensionen für Ihre wohlgemeinten, aber unausführbaren Ideen das Wort führen, der Regierung Niederlagen und Verlegenheiten, um derentwillen sie in Ihnen den gefährlichsten aller ihrer Gegner sehen muß. Natürlich kann sie das auf die Dauer nicht dulden; sie muß auf Mittel denken, Sie auf irgend eine Weise zu beseitigen, die Gelegenheit dazu wird sich bieten, man macht irgend einen obscuren Platz für Sie ausfindig, und mit Ihrer Zukunft ist's dann ein für allemal vorbei."

„Es würde das, so lange ich mir nichts zu Schulden kommen lasse, nur durch einen Gewaltact geschehen können, und einen solchen darf sich die Regierung unter den obwaltenden Verhältnissen nicht erlauben," wandte Paul dagegen ein.

„Sie darf nicht? Warum nicht?" versetzte der Finanzrath mit spöttischem Lächeln. „Wer will es ihr wehren, wenn sie es für nöthig hält? Etwa Ihre jetzigen Freunde und Bewunderer? Etwa das souve-

räne Volk? — Junger Mann, denken Sie daran zurück, was sich die Regierung schon Alles hat erlauben dürfen, ohne daß im souveränen Volk ein Hahn danach gekräht hat! Alles was man in solchem Fall vielleicht noch für Sie thut, ist, daß man Ihnen zum Abschiede noch einmal ein Zweckessen veranstaltet. Dabei trinkt man sich bei möglichst schönen Redensarten und möglichst schlechtem Champagner einen tüchtigen Rausch, und wenn der verschlafen ist, folgt der Katzenjammer, indem man Sie mit all Ihrem Volksbeglückungseifer zum Teufel wünscht oder sich wenigstens kein Gewissen daraus macht, Sie in aller Stille und Gemüthlichkeit sterben und verderben zu lassen."

„Daß es leider oft genug so hergeht, kann ich freilich nicht leugnen!" versetzte Paul achselzuckend. „Aber ein rechtschaffener Mann kann darum doch seinen Ueberzeugungen nicht untreu werden!"

„Gut! Das ist *seine* Sache! Aber beantworten Sie mir gefälligst die Frage: Kann ein Vater, der diese Ueberzeugungen nicht theilt, einem Mann, dem möglicher Weise eine solche Zukunft bevorsteht, mit gutem Gewissen seine Tochter zur Frau geben? Kann er hoffen, daß sie mit einem Manne, der sein Lebensziel verfehlt hat, der sich trotz der glänzendsten Fähigkeiten zeitlebens mit untergeordneten Geschäften abquälen muß, der vielleicht trotz aller Plackerei nicht einmal aus eigner Kraft die Subsistenzmittel der Familie

beschaffen kann, und der in Folge dessen nothwendig in Mißmuth, in Unzufriedenheit mit sich und der Welt, in Griesgrämigkeit oder Melancholie verfallen muß — daß sie, sag' ich, mit einem solchen Mann sich dauernd glücklich fühlen wird, wenn sie ihm auch anfangs mit noch so schwärmerischer Liebe zugethan sein sollte? Darf ein Vater, der seiner Tochter durch eine andere Verbindung wenigstens alle äußeren Bedingungen des Lebensglückes zu sichern vermag, daran denken, lediglich um vergänglicher Jugendgefühle willen diese Verbindung rückgängig zu machen, bevor ihm nicht der Mann, dem er dies Opfer bringen soll, eine Bürgschaft dafür giebt, daß er einen Lebensweg einschlagen will, der zu einem wirklich soliden, nicht blos in Träumereien wurzelnden Glück zu führen verspricht? Bitte, lassen Sie hören, was Sie hierauf zu erwiedern haben!"

Paul war ein zu ruhig und klar denkender Kopf, als daß er nicht trotz dem Widerspruch seines Herzens das Wahre in diesen Einwürfen hätte anerkennen müssen. Er erwiederte daher in gedrückter, hoffnungsloser Stimmung. „O ich empfinde nur zu sehr, daß mir noch Alles fehlt, wodurch ich den gerechten Forderungen eines Vaters zu genügen vermöchte. Aber was kann ich thun? Die Verhältnisse zu ändern steht nicht in meiner Macht, und von mir selbst abzufallen, ist mir noch weniger möglich! Könnt' ich es, ich müßte

mich verachten! Und auch Sie, auch Therese müßten es! — Es bleibt mir also nichts übrig als — Resignation!"

„Resignation!" wiederholte der Alte mit einem Lächeln und Kopfschütteln, in dem sich zugleich Theilnahme und Mißbilligung aussprach. „Das ist ein Wort, das ein junger Mann, wie Sie, gar nicht kennen sollte. Mit den Kräften und Gaben, die Sie besitzen, gehört, sobald Sie nur wollen, die ganze Welt Ihnen! Wenn Sie aber nicht wollen, wenn Sie aus eigensinnigem Festhalten an unerreichbaren Idealen von vornherein resigniren, dann freilich gehört Ihnen Nichts, ja weniger als Nichts, denn der Unmuth und Aerger, den Sie dabei in sich hineinschlucken, zehrt an Ihrem Leben, wie Schulden an den Renten. — Wenn Sie also auf den wohlgemeinten Rath eines väterlichen Freundes hören wollen, dann streichen Sie das Wort „Resignation" im Buche Ihres Lebens aus! Was nöthigt Sie denn auch zum Resigniren? Ist denn, was ich von Ihnen verlange, etwas so Unbilliges? — Sie sagen, Sie könnten nicht von sich selbst abfallen! Aber — verlang' ich denn das von Ihnen? — Nein, ich will Sie gerade von phantastischen Abwegen zu sich selbst zurückführen, ich will, daß Sie nicht blos an Erstrebung utopischer Zustände, sondern auch ein klein wenig an Ihre eigne Person, an Ihre eigne Zukunft denken sollen."

„Aber ich sehe nicht ein,“ erwiderte Paul, „wie ich unter den jetzigen Verhältnissen etwas für mich thun kann, ohne zugleich meinen Ueberzeugungen untreu zu werden, die der eigentliche Kern und Mittelpunkt meines Selbst sind!“

„Wollen Sie mir folgen, wenn ich Ihnen einen Weg zeige?“

„Ich werde Ihnen für jeden Rath, der keinen Gesinnungswechsel von mir verlangt, von Herzen dankbar sein!“

„Gut, so hören Sie! Wenn ich Sie recht verstehe, so ist Ihr eigentliches Streben auf die Erzielung von Staatseinrichtungen gerichtet, bei denen sich insbesondere die sogenannten höheren, idealen Interessen möglichst frei und gedeihlich entfalten können. Obschon ich mich nun über die Wichtigkeit dieser Interessen nicht ganz mit Ihnen im Einklange befinde, so bin ich doch weit davon entfernt, Ihnen in dieser Beziehung einen Wechsel Ihrer Gesinnung zuzumuthen. Nein, Sie sollen dieses Ziel immer als Ihr höchstes und letztes im Auge behalten, und Alles, was ich von Ihnen fordere, besteht nur darin, daß Sie es auf einem anderen Wege als bisher erstreben.“

„Hab' ich“, warf Paul ein, „jemals einen Schritt gethan, der sich nicht streng in der Bahn des Rechts, der Mäßigung, ja der Versöhnlichkeit gehalten hätte?“

„Das nicht!“ versetzte der Finanzrath, „aber Sie

haben sich doch immer der Regierung gegenüber auf die Seite der Opposition gestellt und ihr mit all Ihrer Mäßigung mehr geschadet, als die heftigsten Angriffe derer, die man dafür auf die Finger klopfen konnte."

„Das gereicht der Regierung, nicht mir zum Vorwurf!"

„Mag sein! Aber trotzdem kann ich Ihr Verfahren nicht billigen: denn Sie werden auf diesem Wege Ihr Ziel nie und nimmermehr erreichen!"

„Wenn man für die Sprache der Wahrheit taub ist, allerdings nicht! Aber wissen Sie mir einen Weg zu nennen, auf dem es sich unter dem gegenwärtigen Ministerium erreichen ließe?"

„Ich hoffe es, ja ich glaube es mit Bestimmtheit versichern zu können."

„O so nennen Sie ihn mir, und sein Sie gewiß, daß ich ihn einschlagen werde!"

„Sie müssen, was sie erstreben, in freundlichem Einverständniß mit dem Ministerium zu erreichen suchen."

„Wie kann ich das? Schon meine äußere Stellung, meine Stellung als Defensor der im Namen des Staates Angeklagten, bringt es mit sich, daß auch der freundlichste Rath, den ich dem Ministerium gebe, als eine Opposition erscheint. Eine andere Gelegenheit, dem Ministerium meine Ansichten mitzutheilen, habe ich nicht!"

„Wenn Ihnen aber eine solche geboten würde?"

„Dann würd' ich sie sicherlich mit Freudigkeit ergreifen! Ich fürchte nur, das Ministerium würde meinen in solcher Weise ertheilten Rathschlägen eben so wenig folgen, als denen, die es bisher von mir gehört hat!"

„In dieser Hinsicht, mein junger Freund, beurtheilen Sie das Ministerium falsch. Das Ministerium hat eigentlich einen guten Willen. Im Grunde seines Herzens möchte es gern demselben oder wenigstens einem ähnlichen Ziel zusteuern, wie das ist, welchem Sie zustreben. Aber es ist durch die Gewaltmaßregeln, die es sich zur Bewältigung der Anarchie hat erlauben müssen, in eine völlig schiefe Stellung gerathen; die Partei, auf die es sich damals stützen mußte und die noch jetzt seine Hauptstütze bildet, hat es weit über seine ursprünglichen Absichten hinausgedrängt, und so gern es jetzt wieder einlenken und seine wahren Absichten verfolgen möchte, so schwer wird es ihm von beiden Seiten gemacht, die rechten Mittel und Wege zu ergreifen. Bei dem geringsten Schritt, den es zu Gunsten der Freiheit machen möchte, muß es fürchten, seine Anhänger zu verlieren, ohne dadurch seine Gegner zu gewinnen. Die Einen möchten es immer weiter rückwärts treiben, die Andern es ungestüm vorwärts reißen — was Wunder, wenn es unter solchen Umständen gar nicht von der Stelle kommt. In dieser

Lage ist ihm die Verbindung mit einem Manne, der ihm eine Brücke zur liberalen Partei zu bauen vermag, in hohem Grade erwünscht. Ich bin daher überzeugt, daß es Ihnen mit offenen Armen entgegen kommen würde, wenn Sie sich ihm nur ein klein wenig näherten oder ihm nur eine Gewißheit darüber verschafften, daß Sie ehrenvolle Anerbietungen, die es Ihnen zu machen geneigt wäre, nicht zurückweisen würden."

„Dürft' ich hoffen, daß sich das Ministerium in solchem Fall wirklich liberaleren Principien zuwendete und von mir nichts verlangte, was gegen meine Grundsätze verstieß — warum sollt' ich das mir vorstrebende Ziel nicht lieber auf dem Wege des Friedens, als auf dem des Kampfes erstreben wollen? — Aber ich gestehe, daß mein Vertrauen zu ihm in dieser Hinsicht nicht groß ist."

„Verlassen Sie sich hierin auf mich! Ich kenne die Minister persönlich. Was wir mit einander zu verhandeln haben, verlangt unbedingtes gegenseitiges Vertrauen. Daher stehe ich mit ihnen auf intimem Fuße und weiß besser als irgend wer, was sie eigentlich wollen und erstreben. Bieten sie Ihnen die Hand, so meinen sie's ehrlich. Freilich im Sturmschritt wird's nicht gehen. Das dürfen Sie von einem Ministerium, das nach unten und oben, nach rechts und links mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, billigerweise nicht erwarten. Nur ganz allmälig und vorsichtig

darf es sich seinem Ziele nähern, und darum müssen Sie, wenn ein einmüthiges Zusammengehen zwischen Ihnen und ihm möglich sein soll, von vornherein entschlossen sein, gleichfalls das Tempo eines langsamen, aber sicheren Fortschritts innehalten zu wollen."

„Auch ich gehöre nicht zu den ungeduldigen Stürmern," erklärte Paul. „Aber es thut dem Ministerium vor Allem eine Herstellung des Vertrauens Noth; und dieses liegt jetzt so schwer danieder, daß es sich nicht mit homöopathischen Dosen kuriren läßt."

„Wenn das Ministerium damit beginnt, einem Manne wie Ihnen eine einflußreiche Stellung zu verschaffen, so ist das keine homöopathische Dose."

„Es ist noch sehr die Frage, ob ein solcher Schritt das Vertrauen zum Ministerium herstellen, oder das Vertrauen zu mir untergraben würde."

„Nein, Herr Doctor, das haben Sie nicht zu befürchten. Die Zuversicht zu Ihrem Charakter ist bei allen Ehrenmännern eine felsenfeste, und um die Verunglimpfungen einiger neidischen Dohlen werden Sie sich nicht kümmern. Also nicht wahr — Sie sind zur Annahme meines Vorschlages entschlossen? Ich darf dem Ministerium Ihre Bereitwilligkeit zur Annahme einer Stellung, in der Sie Ihre Ziele im Einklang mit ihm verfolgen können, versichern?"

Paul war während dieser ganzen Unterredung in einem hartnäckigen innern Kampf mit sich selbst be-

griffen gewesen, und jetzt, wo er gedrängt wurde, sich zu entscheiden, erneute sich derselbe noch einmal in seiner ganzen Heftigkeit. Statt daher auf die Frage des Bankiers zu antworten, starrte er lautlos vor sich hin und ließ noch einmal die Gegensätze in seinem Innern schroff und wild gegen einander rennen. Ging er auf den Rath des Finanzraths ein, dann durfte er sein äußeres Lebensglück als gesichert betrachten, er war der Sorgen wegen seiner Zukunft, vieler gehässigen, seinem Naturell eigentlich nicht zusagenden Conflicte und mancher ihm lästigen Beziehungen überhoben, er konnte möglicherweise eine Realisation seiner Ideen durch eine mehr schaffende und aufbauende, als zersetzende und niederreißende Thätigkeit erreichen, und, was ihm vor Allem das Herz in Aufwallung versetzte, er gewann einen Grund und Boden, von dem aus er einen siegversprechenden Kampf um den Besitz der Geliebten beginnen durfte. Auf der andern Seite aber gab er damit, wenn auch nicht seine Gesinnung, doch einen wesentlichen Theil seiner Freiheit auf, er durfte alsdann seinen Idealen nicht mehr in seiner Weise, sondern nur noch im Sinne von Männern nachstreben, mit deren Thun und Treiben er sich bisher fast nur im Widerspruch befunden hatte, er sah voraus, daß er jedenfalls mit ihnen experimentiren, laviren, diplomatisiren müsse, was seinem innersten Wesen widerstrebte, es ließ sich nicht absehen, wie weit er dabei von seinem

geraden Wege geschleudert, vielleicht einem ganz fremdartigen Ziele zugetrieben würde, kurz er mußte darauf gefaßt sein, zuletzt doch noch um den Kern seines Wesens gebracht zu werden. Noch vor wenigen Monaten würde er wahrscheinlich gar nicht geschwankt, sondern einfach an seiner bisherigen Handlungsweise festgehalten und auch die glänzendsten Anträge, wenn sie ihn von seiner Bahn hätten ablenken können, zurückgewiesen haben. Damals kannte er aber auch den Drang des Herzens, die Macht der Liebe noch nicht. Er stand damals noch ganz allein, bei allem, was er that, stand nur sein eignes Glück auf dem Spiel, es gab für ihn nur eine Lebensnorm: die Heilighaltung seiner Principien. Jetzt aber war sein Wohl und Wehe unzertrennlich mit dem Wohl und Wehe eines zweiten Wesens verbunden, das er liebte und von dem er wieder geliebt wurde; den Mahnungen der Gesinnung traten die Forderungen des Herzens entgegen, und diese schienen ihm nicht minder heiliger und unverletzlicher Natur zu sein, als jene. Welchen von beiden sollte er folgen? Eine Annahme der ihm in Aussicht gestellten Anerbietungen schien ihm wie eine Preisgebung seiner Ueberzeugung, und eine Zurückweisung derselben wie ein Verrath an der Liebe. Wollte er sich zu jener entschließen, dann kam er sich wie käuflich und selbstsüchtig vor; wollte er dieser den Vorzug geben, dann erschien er sich unnatürlich, starrsinnig, gefühllos. Die Ueber-

macht der Empfindungen drängte ihm oft schon das Ja auf die Lippen, aber ein räthselhaftes Bangen zog es stets wieder in die Tiefe des Busens zurück. So wogte es lange stürmisch in ihm hin und her und das entscheidende Wort wollte sich nicht finden.

Der Finanzrath sah diesem Kampf eine gute Weile mit Theilnahme, noch mehr aber mit Verwunderung zu: denn es schien ihm unbegreiflich, wie man in solcher Lage überhaupt noch zweifeln könne. Schweigend und geduldig saß er da, strich von Zeit zu Zeit die Asche seiner Cigarre am Wagenschlag ab oder vertrieb sich die Zeit damit, daß er den Rauch in Form von Ringen aus dem Munde blies und diese so lange mit den Blicken verfolgte, bis sie der Luftzug verwehte. Auf seinen regungslos in die einförmige Gegend hinausstarrenden Nachbar ließ er nur dann und wann einen fragenden Seitenblick fallen und neigte dann lächelnd sein Haupt, wie wenn er sagen wollte: „Es steckt doch immer sein Vater noch in ihm! Der hätt's auch so gemacht!"

Inzwischen waren sie der Stadt schon sehr nahe gekommen, und da dem Finanzrath sehr daran gelegen war, die Sache bei dieser Gelegenheit noch zur Entscheidung zu bringen, so sah er sich genöthigt, endlich sein Schweigen zu brechen. Er klopfte daher Paul gutmüthig auf die Schulter und sagte: „Schau'n Sie

mich 'mal an, Herr Doctor! Seh' ich denn wirklich wie der Satanas aus?"

„Mein Gott, wie kommen Sie zu dieser Frage!" rief Paul, aus seinen Gedanken aufschreckend.

„Weil Sie mir gerade wie ein gewisser Herkules vorkommen, der auch einmal nicht wußte, was für einen Weg er einschlagen sollte, weil er den wohlgebahnten und anmuthigen Weg für ein Blendwerk des Teufels, für den Weg zur Hölle hielt."

„Die Griechen wußten ja von einem Teufel noch gar nichts!" warf Paul ausweichend ein.

„Ganz recht," erwiederte der Alte. „Jetzt erinnere ich mich, daß in der alten Fabel nicht von einem Teufel, sondern nur von einer Art Teufelin die Rede war. Ich muß mich also corrigiren und meine Frage so stellen: Halten Sie denn Therese für solche Art von Teufelin?"

„Herr Geheimerath, wie können Sie nur meinen Scrupeln, wenn auch nur scherzweise, eine so arge Deutung geben!"

„Je nun, so ganz Unrecht kann ich doch nicht haben! Könnten Sie einen Augenblick schwanken, wenn Sie nicht doch im Grunde des Herzens Ihren steinigen und dornigen Weg für den Pfad der Tugend, dagegen den Weg der Liebe und des Glückes für die Straße des Lasters hielten?"

„Nein," versetzte Paul, „wenn ich den Weg, den

Sie mir bahnen wollen, für den Weg des Lasters hielte, könnte nicht mein Herz so stürmisch ihm entgegenschlagen."

„Und doch folgen Sie Ihrem Herzen nicht?"

„O ich fühle nur zu sehr, daß ich ihm werde folgen müssen, daß ich nicht anders kann! Aber gerade diese Anerkennung einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit ist etwas, woran meine ganze Natur und bisherige Lebensentwicklung wie vor etwas Neuem und Ungekanntem zurückbebt! Und hat denn nicht das Glück, wenn es uns plötzlich wie eine Sonne aus dunkeln Wolken entgegen strahlt, ebensowohl etwas Beängstigendes und Zurückschreckendes wie das Unglück? — Wer gewohnt ist, nur zu erndten, was er im Schweiße seines Angesichts gesät und gepflegt hat, der wagt sich die Frucht, die ihm unerkämpft in den Schooß fällt, nur zagend anzueignen."

„Um so mehr freut es mich," sagte der Finanzrath, indem er Paul die Hand reichte, „daß Sie nun diese zaghaften Bedenken und Vorurtheile überwunden zu haben scheinen. Denn ich darf doch aus dem, was Sie eben gesagt haben, eine Gutheißung meines Anerbietens entnehmen?"

„Ja," erklärte Paul, „im Vertrauen auf Ihre Versicherung, daß ich auf dem neuen Wege für die Verwirklichung meiner Ideen thätig sein darf und in der Zuversicht, von meinem neuen Standpunkte aus den Kampf um den höchsten Preis meines Lebens wagen

und hierbei auf Ihre väterliche Bundesgenossenschaft rechnen zu dürfen, nehm' ich die Hülfe, die Sie mir bieten, an."

„Bravo!" rief der Alte, indem er ihm die Hand herzhaft schüttelte. „Nun kann es nicht daran fehlen, daß Sie bald ein gemachter Mann sind — ich hoffe, in doppelter Beziehung. Wenigstens an dem, was ich dabei thun kann, soll es nicht fehlen. Vor der Hand bleibt natürlich Alles, was wir mit einander ausgemacht haben, unter uns. Die Einleitung und Abwicklung der Sache bis zum formellen Abschluß überlassen Sie mir. Sie haben einstweilen nichts zu thun, als sich passiv zu verhalten, nichts für, aber auch nichts Eklatantes gegen das Ministerium zu unternehmen, damit es nicht in die Lage versetzt wird, aus bloßem point d'honneur von dem Antrage, den es Ihnen machen möchte, abzustehen. Uebrigens, denk' ich, wird die Sache rasch abgemacht sein, denn der Moment ist günstig. Dann haben wir Grund und Boden und damit ist ja die Hauptbedingung für die Gründung eines soliden Hauses, hinter dem es auch an einem Rosengärtchen nicht fehlen wird, erfüllt. Also lustig, mein junger Freund! Wer das Glück herzhaft beim Schopfe greift, dem muß es sich ergeben!"

Man war jetzt vor dem Hause des Finanzraths angelangt und der Alte lud Paul und den im nächsten Wagen ihnen unmittelbar folgenden Karpinski ein, ihm und seiner Familie für den Abend noch Gesellschaft

zu leisten. Karpinski entschuldigte sich, Paul aber, übervollen Herzens und sehnlichst danach verlangend, der Geliebten über den Erfolg seiner Unterredung wenigstens einige Andeutungen zuflüstern zu können, nahm die Einladung an und fand wirklich im Verlauf eines ungezwungenen Beisammenseins zur Entladung seiner Empfindungen einige unbelauschte Augenblicke. Therese sah in seiner Mittheilung eine entschiedene Freudenbotschaft und die Glückseligkeit, die ihr dabei aus dem Angesicht strahlte, trieb auch von seiner Stirn die letzten Schatten seiner Zweifel und Sorgen. Seine Seele war jetzt ganz von der heiligen Gluth angefüllt, die uns Alles wie verklärt und im rosigen Lichte erscheinen läßt. Mit hochgehenden Hoffnungen verließ er heute das Haus, aus dem er bei seinem ersten Besuche so aussichtslos hatte scheiden müssen, und mit freudestrahlenden Augen, wie nie, stürmte er durch die nächtlichen Straßen und die Treppe zu seiner Wohnung hinauf, so daß Frau Mätzner, die ihm ihrer Gewohnheit gemäß von oben entgegenleuchtete, vorsichtig zur Seite trat, als fürchte sie, er könne in seiner Ueberseligkeit auf den Einfall kommen, sie in seine enthusiastisch vorgestreckten Arme zu schließen.

„Ei, ei," rief sie, „bei dem Herrn Baron scheint ja der Champagner gehörig geflossen zu sein! Sie sehen ja so illuminirt aus, wie ein Haus, wo hinter jedem Fenster ein Christbaum brennt!"

„So ist's auch, Frau Mätzner," sagte Paul; „aber die Liberalität des Herrn Barons hat die Lichter nicht angezündet!"

„Glaub's wohl! Die gefällt sich lieber im Duftern!" lachte Frau Mätzner. „Aber" — fuhr sie fort, indem sie Paul mit neugierigen Augen ansah — „darf man nicht wissen? . . . ."

„Noch nicht! Noch nicht!" sagte Paul geheimnißvoll, versprach ihr jedoch, daß sie die Erste sein solle, der er Alles beichten werde, und begab sich dann, ihr in heiterster Laune eine gute Nacht wünschend, in sein Zimmer.

„Na, na!" sagte diese, indem sie ihm kopfschüttelnd nachblickte; „was mag das zu bedeuten haben! Wenn's nur nicht mit der Bescherung auf eine Bekehrung abgesehen ist!" Dann sah sie noch einmal zu, ob sie auch die Thüren gehörig verwahrt habe, und zog sich dann gleichfalls in ihr Zimmer zurück.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo dieses geschah, sah man Karpinski, dem der Finanzrath beim Aussteigen die Worte in das Ohr geflüstert hatte: „Wir haben ihn! Er will unsere Anerbietungen annehmen!" aus dem Palast des Justizministers kommen und dann in einem Miethwagen jenen Stadttheilen zufahren, in dessen dunklen Gassen wir ihn schon einmal aus den Augen verloren haben.

Ende des ersten Bandes.